

3. Soldatische Subjekte – eine Begriffsbestimmung

3.1. Können Soldaten Subjekte sein?

Die Rede von soldatischen Subjekten ist heikel. Sie ist geeignet, gleich in zweifacher Weise zu irritieren und Widerspruch hervorzurufen. Heikel ist der Begriff des Subjekts bereits vor einer Annäherung an das Untersuchungsfeld, weil in der Philosophie und in den Sozialwissenschaften heftig um die Frage gerungen wird, wer oder was ein Subjekt ist und was es vermag. Diese Fragen verlieren nicht an Gewicht, wenn, wie dies hier geschieht, dem Begriff noch das Adjektiv soldatisch vorangestellt wird, um zu kennzeichnen, dass die Bedeutung der Subjektivität von Soldaten im modernen Krieg untersucht werden soll. Dieses Anliegen muss irritieren, weil Soldaten überwiegend als Objekte, Instrumente der Herrschaftsausübung wahrgenommen werden. So konstatiert Seifert, dass sich selbst die Militärsoziologie für den Soldat überwiegend nur in instrumentellen Teilaspekten interessiert, »keineswegs aber als ›Subjekt‹, das sich in umfassender Weise mit seinen Lebens- und Berufsbedingungen, gesellschaftlichen und organisationsspezifischen Einflüssen sowie politischen und ideologischen Veränderungen auseinandergesetzt hat. [...] Wenn zur Frage von ›Subjektivität‹ oder ›Identität‹ in der Militärsoziologie überhaupt empirisch geforscht wurde, dann in aller Regel mit den klassischen Einstellungsvariablen oder psychologischen Begriffen« (Seifert 1996: 16), deren Definitionen unklar bleiben und die »in aller Regel nicht gesellschaftstheoretisch interpretiert oder in einen soziologischen Gesamtzusammenhang eingebettet wurden.« (Ebd.) Innerhalb wie außerhalb der Militärsoziologie werde das Subjekt Soldat als passiv angesehen und »unter ›objektive‹ Organisationsstrukturen subsumiert. Handeln und Denken der in den Strukturen befindlichen Personen sind bestenfalls nachgeordnet.« (Ebd.: 21)

In dieser Arbeit soll eine andere Betrachtungsweise favorisiert werden. Ihr liegt die These zugrunde, dass soldatisches Handeln im Krieg nicht bloß als Ausfluss des Willens der Vorgesetzten gefasst werden kann. Die Soldaten beteiligen sich nicht nur als passive und leidende Wesen am Kriegsgeschehen. Sie treten auch nicht erst dann als mitbestimmende und das Geschehen mit gestaltende Wesen auf, wenn sie sich den Anweisungen ihrer Vorgesetzten widersetzen. Ihr Handeln in derartige eindeutige dichotome Gegensätze zu fassen, bedeutet, Soldaten eine Beteiligung daran, wie Gehorsam zustande kommt, abzusprechen und davon auszugehen, dass sie keinen ihnen zuzuordnenden Anteil am Kriegsgeschehen haben. Indem soldatisches Handeln als das Handeln von Subjekten gekennzeichnet wird, soll der von den Soldaten ausgehende Anteil am Kriegsgeschehen betont werden. Zu zeigen, dass mit dieser Charakterisierung soldatischen Handelns nicht zwangsläufig das gegenteilige Extrem zur vorherrschenden Bestimmung postuliert werden muss – also die Behauptung aufgestellt werden muss, Soldaten könnten jederzeit umfassend über ihr Handeln selber bestimmen – ist ein Ziel der nachfolgenden Ausführungen. Sie streben keine Gesamtschau der Debatten zum Subjektbegriff in der Philosophie und den verschiedenen Sozialwissenschaften an. Nachdem die Problemstellung umrissen worden ist, die von der Philosophie mit dem Begriff des Subjekts bearbeitet wird, konzentrieren sich die Ausführungen auf soziologische Theorien, die sich mit dem Für und Wider eines Subjektbegriffs auseinandersetzen. Anschließend soll anhand von handlungstheoretisch geleiteten Überlegungen der Frage nachgegangen werden, wie Soldaten als individuelle Subjekte gefasst werden können.

3.2. Der Subjektbegriff in der Philosophie und Soziologie

Welchen Einfluss kann der Mensch als einzelnes Wesen, wie in toto, auf sein Geschick nehmen? Diese Frage trieb bereits vor der Philosophie mythische und religiöse Sinndeutungen um. Wenn auch auf höchst unterschiedliche Weise reflektieren die Antworten auf sie, dass das Geworfensein des Menschen in die Welt kein bloßes Faktum ist. Weder erlebt der Mensch sich selber noch die ihn umgebende Welt als völlig starr, als unveränderlich. Mehr noch: Er erfährt, dass er durch sein eigenes Handeln Einfluss auf sein eigenes Leben und andere Wesen nehmen kann. Diese Erfahrung hat einen höchst beunruhigenden, verunsichernden Aspekt, denn sie bedeutet, dass es falsche und richtige Vorstellungen und Handlungen gibt, solche, die man vermeiden muss, weil sie zu Katastrophen führen können, und solche, die unbedingt zu ergreifen sind, um das Leben und Überleben sicherzustellen. Hier für Sicherheiten zu sorgen, die Mannigfaltigkeit der Interpretationsmöglichkeiten und die Anzahl legitimer Hand-

lungen zu limitieren, war und ist eine der Aufgaben von mythischen und religiösen und als ihr Erbe auch von wissenschaftlich angeleiteten Weltansichten.

Mit der Aufklärung, also dem allmählichen Bedeutungsverlust der Vorstellung, es gäbe jemanden, der für die Menschen definiere, was wahr und falsch ist und der aktiv in den Weltenlauf eingreift, ist die Dringlichkeit der Klärung, inwieweit der Mensch bzw. die Menschen selber fähig sind, ihr Leben zu gestalten, noch gewachsen. Mit der Entgötterung der Welt wurde die Spezies Mensch zum Produkt und Teil eines Gesamtzusammenhanges, der als *natura naturans*, als selbstzeugende und selbstbewegende Natur,¹ bezeichnet wird und der sich dem Menschen als unteleologische, stochastische Ordnungszonen präsentiert, »die sich in gewissem Umfang stabil halten und in denen Strukturen mit bestimmten, recht konstant erscheinenden Merkmalen auftreten können.« (Sieferle 1989: 194) Mit der Aufklärung geht die Last der Verantwortung für den Zustand der Welt, die zuvor, wenn auch in unterschiedlichem Ausmaß, von den Göttern getragen wurde, auf die Menschen über. Inwieweit sie fähig sind, diese Last zu tragen, ob und inwieweit sie erkennen können, was die Welt zusammenhält und ob sie Kraft ihrer Erkenntnisse den Lauf der Dinge bestimmen können, wird in der Philosophie seit dem 17. Jahrhundert in den Debatten über das Begriffspaar Subjekt-Objekt verhandelt. Im Laufe der Philosophiegeschichte wurden mit dem Begriff des Subjekts die unterschiedlichsten Erben für den Nachlass der Götter auserkoren. Unter Objekten werden je nach Entwurf konkrete Gegenstände, belebte wie unbelebte, aber auch Erscheinungen, vorgestellte Gedankendinge (Kant), verstanden. Die Heftigkeit, mit der über die jeweilige Angemessenheit der Bestimmung des Verhältnisses von Subjekt-Objekt gestritten wurde und wird, hängt wesentlich mit der Schwere dieses Erbes zusammen. Oder anders ausgedrückt: Sie stehen alle unter dem Verdacht, gottähnliche Ansprüche an das Subjekt zu postulieren und ihnen gleichzeitig nicht zu genügen. Denn ob das Subjekt als einzelnes menschliches Wesen, als Individuum gefasst wird, das kraft seiner Erkenntnisfähigkeit die ihn umgebende Wirklichkeit durchdringen kann (Descartes), oder als Geist, der in der Gestalt der Vernunft es dem Menschen erlaube, die Welt gottgleich zu erkennen (Hegel) oder ob das Subjekt Gruppen, Organisationen, Institutionen oder Bewegungen darstellt, wie z.B. eine bestimmte Partei oder Klasse, die die Wahrheit immer auf ihrer Seite habe, sie alle unter-

1 Nerlich macht darauf aufmerksam, dass dieser Naturbegriff auf der thomistischen Interpretation beruht, in die Gott nicht (mehr) unmittelbar eingreift. Ihr gegenüber stand der sich an Augustinus orientierte Glaube, der keinen Zufall und keine Fortuna kennt. Gottes Entscheidungen, die dem Sterblichen verborgen sind, sind bei ihm für alle Ereignisse verantwortlich. Aufklärung als Nachdenken über den Zufall und über einen Gott, der nach dem Schöpfungsakt so gut wie tot ist, setzt damit für Nerlich in Westeuropa bereits im 13. Jahrhundert ein (siehe Nerlich 1997: 31f und 86f.).

scheiden sich wesentlich von Gott darin und sind deshalb entsprechend kritisierbar, dass »›der Mensch‹, der ›Staat‹ oder die ›Vernunft‹ [...] weder allmächtig, noch allwissend, noch allgütig sind.« (Sieferle 1989: 195) Auch wenn für das jeweils postulierte Subjekt nicht der Anspruch erhoben wird, es kenne in einem umfassenden Sinne alle Bedingungen seines Seins, sei von diesen Bedingungen unabhängig und könne sie durch sein eigenes Tun verändern, stellt sich mit umso größerem Gewicht die Frage, wann es dann überhaupt als ein Subjekt gedacht werden kann. Was kann dieses Subjekt erkennen, wo liegen seine Grenzen, das heißt wann fängt es an, ein Objekt zu sein, das unfähig ist, bestimmte Bedingungen seines Seins zu erkennen, diesen Bedingungen stattdessen unterliegt? Für die Bestimmung des Begriffs soldatischer Subjekte sind all diese Fragen unmittelbar relevant. Träger soldatischer Subjektivität sind die einzelnen Soldaten, mithin also die Individuen, deren Objektstatus im Allgemeinen als gesichert gilt.

Dass Soldaten kaum im Ruf von Subjekten stehen, hat gute Gründe, wie ein Blick auf Kants Bestimmung des Subjektbegriffs zeigt, der zugleich paradigmatisch das Problematische am individuellen Subjektbegriff verdeutlicht. Kant postuliert, dass das menschliche Individuum fähig sei, ohne die Leitung eines anderen sich seines Verstandes zu bedienen, um sein Leben selber zu gestalten. Subjekt zu sein bedeutet bei Kant, sich autonom gegenüber anderen Menschen zu setzen und der eigenen Verstandeskraft zu vertrauen. Aufklärung habe die Aufgabe, die Fähigkeit des Individuums, sich durch seinen eigenen Verstand leiten zu lassen, zu stärken und dadurch selbstverschuldete Unmündigkeit abzubauen. Gefährdet werde die Fähigkeit des Individuums als autonomes Subjekt zu handeln, von seinen (natürlichen) Neigungen, die geeignet seien, dem Verstand Fesseln anzulegen.² Nicht minder gefährlich für die Verstandeskraft seien Verhältnisse, in denen sich Menschen als voneinander Abhängige gegenüber treten. Da der Verstand nur als unbeschränkt reflektierende Urteilskraft, also freie, sich voll entfalten kann und so Vernunft gebiert, verderben nach Kant Herrschaftsbeziehungen sowohl die Urteilskraft der Beherrschten wie der Herrscher. Freiheit und Vernunft verweisen bei Kant aufeinander. Vernünftig zu handeln heißt, so zu handeln, dass die Freiheit, dass umfassende Autonomie, gewahrt bleibt. Das autonome Subjekt unterliegt keinen Notwendigkeiten.

Soldaten als Angehörige einer hierarchisch strukturierten Organisation als Objekte und nicht als Subjekte zu betrachten, scheint an dieser Stelle mit Kants Subjektbegriff grundsätzlich vereinbar zu sein, weil ihr Handeln grundsätzlich vom Willen anderer, ihren Vorgesetzten, bestimmt sein soll. Soldaten bilden geradezu die Antipoden dessen, was er unter einem auto-

2 Kant bezeichnet die Neigung als blind und knechtisch. Jedem vernünftigen Wesen seien die Neigungen »lätig, und wenn es sie gleich nicht abzulegen vermag, so nötigen sie ihm doch den Wunsch ab, ihrer entledigt zu sein.« (1788: 247 (A212))

nomen Subjekt versteht, da nicht individuelle Autonomie, sondern Eingliederung und Unterordnung das Soldatsein kennzeichnet. Allerdings verliert dieser Befund an Eindeutigkeit, wenn man zur Kenntnis nimmt, dass Kant neben Geistlichen und Gelehrten Offiziere zu denjenigen zählt, die über ein Eigentum verfügen, gemeint sind vor allem militärische Kenntnisse, womit sie in den Stand eines Bürgers versetzt und folglich auch zu Subjekten werden. (Kant, 1784b: 55) Obwohl die Offiziere noch im 18. Jahrhundert nicht an ihre Dienstherren quasi ihr Leben lang gebunden waren, wie ab dem 19. Jahrhundert – sie konnten ihre Fähigkeiten auch anderen Dienstherren anbieten³ – muss diese Charakterisierung überraschen. Solange ein Dienstverhältnis bestand, waren sie ihren Dienstherren zur Treue verpflichtet und sie blieben als Teil der Befehlskette weiterhin Befehlsempfänger und damit unmündige Wesen, deren Handeln durch den Verstand anderer determiniert wird.

Wenn Kant trotzdem Offiziere als Bürger bezeichnet, dann, weil er trotz seiner rigide postulierten Autonomie des Subjekts darum weiß, dass es kein menschliches Individuum geben kann, das völlig autonom gegenüber der es umgebenden Welt ist. Für den Offizier bedeutet das, dass es »sehr verderblich« wäre, wenn er im Dienst über die »Zweckmäßigkeit oder Nützlichkeit« eines erteilten Befehls »laut vernünfteln wollte; er muss gehorchen. Es kann ihm aber billigermaßen nicht verwehrt werden, als Gelehrter über die Fehler im Kriegsdienste Anmerkungen zu machen und diese seinem Publikum zur Beurteilung vorzulegen.« (Kant 1784b: 55f.) Also nur außerhalb seines Dienstes wäre demnach der Offizier ein Subjekt. Kant unterscheidet hier wie auch allgemein zwischen den empirischen vorgefundenen Verhältnissen, in denen die Individuen leben, und einer umfassenden Bestimmung ihrer Freiheit als Subjekte. Denn es ist ihm nicht entgangen, dass die Aussage, Freiheit bedeute, dass das Subjekt keinen Notwendigkeiten unterliegt, bereits mit der von ihm ebenfalls als wahr anerkannten Aussage im Widerspruch steht, alle Ereignisse in Raum und Zeit würden von den Naturgesetzen bestimmt. Kant löst diese so genannte Antinomie, indem er zwischen dem empirisch vorfindbaren Individuum, das den Notwendigkeiten der Naturgesetze unterliegt und beherrscht wird, von Kräften, die außer seiner selbst sind, und dem intelligiblen Wesen unterscheidet, das als Vernunftwesen nach Freiheit, nach Autonomie strebt. Als endliches Wesen sei der Mensch ein begrenztes, aber eines, das unablässig danach strebe, diese Grenzen zu erweitern. Im Rahmen seiner Ontogenese und seiner begrenzten Lebensdauer, sei es als Säugling, Kind, sei es als kranker oder gebrechlicher Mensch, ist er von der Zuwendung

3 Die Tendenz zum Wechsel der Dienstherren scheint jedoch im Verlauf des 18. Jahrhunderts gesunken zu sein (Hohrath 1999: 23). Ihren Anteil an dem Diskurs der Aufklärung, also inwieweit sie durch eigene Publikationen und als »Mitglieder ›bürgerlicher‹ Vereinigungen wie Lesegesellschaften und aufgeklärter Sozietäten« mitwirkten, harrt noch der Untersuchung (ebd.: 29).

Dritter abhängig. Wie die gesamte Gattung müsse das Individuum in dem vernünftigen Gebrauch seines Verstandes erst Erfahrungen machen, sich in ihm üben und sich auch unterrichten lassen. Der Fortschritt beim Gebrauch der Vernunft sei deshalb ein allmählicher Prozess, der schlussendlich sich gar nicht im Individuum, sondern nur in der Gattung vollständig entwickeln könne. (Kant 1784a: 35, A389)

Das autonome Subjekt Kants ist also nicht mit dem empirischen Individuum identisch. Kant abstrahiert vielmehr von dem empirischen Individuum in der Überzeugung, dass dieser Abstraktion eine praktische Bedeutung für das individuelle Handeln zukommt. Es müsse das Ziel des menschlichen Individuums als Vernunftwesen sein, sich seines Verstandes zu bedienen und selbstständig über sein Handeln zu entscheiden und dies bedeutet zugleich entsprechend dem kategorischen Imperativ⁴ zu handeln, damit sie sich nicht von der eigenen Willkür und den eigenen Launen beherrschen lassen. Auch wenn Kant eindeutig das männliche Individuum, das ökonomisch den Status eines Selbstständigen hat, den Bürger, als besonders befähigt erachtet, aus selbstverschuldeter Unmündigkeit herauszutreten, ändert dies erst einmal nichts daran, dass er prinzipiell für alle Mitglieder einer Gesellschaft annimmt, sie »könnten zu einer Form ökonomischer Unabhängigkeit gelangen sowie sich aus eigenen Stücken zu einem mündigen Bürger und zu einem sittlichen Subjekt entwickeln.« (zur Lippe 1984: 93)⁵

Bezogen auf die Entfaltung soldatischer Subjektivität bedeutet dies, dass Kant zu Recht die Chance von Offizieren, wie autonome Subjekte zu handeln, größer einschätzen durfte als die von Soldaten im Mannschaftsdienstgrad. Doch auch für Letztgenannte gilt, der »Mensch, und überhaupt jedes vernünftige Wesen *existiert* als Zweck an sich selbst, *nicht bloß als Mittel* für beliebige Gebrauche für diesen oder jenen Willen, sondern muss in allen seinen, sowohl auf sich selbst, als auch auf andere vernünftige Wesen gerichteten Handlungen jederzeit zugleich *als Zweck* betrachtet werden.« (Kant: 1785/86: 59f., BA 64f.) Die Subjektfähigkeit des konkreten Individuums mag unterdrückt werden oder eingeschränkt sein, aber nach Kant kann ihm seine Freiheitsfähigkeit nicht überhaupt genommen werden. Mit Kant kann man folglich noch nicht einmal den rangniedrigsten Soldaten, der zu seiner Zeit ein Sinnbild der Unfreiheit war, das Subjektsein absprechen. Gleichzeitig vermag aber eine derart abstrakte Bestimmung des Subjektstatus von Soldaten nicht befriedigen. Denn sowohl konkret auf die Soldaten, als auch allgemein auf alle empirischen Individuen bezogen, lässt sich dieser Subjektstatus lediglich als ein Potential oder als ein Anspruch von Vernunftwesen, das heißt als ein Stachel wider

4 »Handle so, dass die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne.« (Kant 1788: 140 (A54))

5 Zur Kritik an Kants Fassung des autonomen Subjekts in seinen geschichtsphilosophischen Schriften siehe zur Lippe (1983: 92f.).

die Hinnahme von Herrschaftsverhältnissen bezeichnen. Da die Individuen aber zugleich als abhängige und determinierte Wesen ›erscheinen‹, also als Mittel Objekte für Andere sind, stellt sich die Frage, inwieweit sie jenseits der Abstraktion von der Empirie als Subjekte angesprochen werden können.

Bei der Beantwortung dieser Frage hilft auch Kants Auftrennung zwischen dem gehorchenden Offizier und dem rasonierenden Bürger nicht sehr viel weiter, weil es kaum vorstellbar ist, dass das gleiche Individuum im Denken und Handeln derart abstrakt zwischen seinem Objektstatus und seinem Subjektsein trennen kann. Wie sich das Subjekt-Objekt-Verhältnis im gleichen Individuum vermittelt, dafür vermag aber Kants abstrakte Bestimmung des autonomen Subjekts keine konkrete Antwort zu geben. Dies liegt nicht zuletzt an der Art und Weise, wie bei Kant das Individuum zu seiner Fähigkeit gelangt, Subjekt zu werden. Bei Kant beruht die Subjektfähigkeit auf dem *naturgewollten* Vermögen, der Naturanlage zur Vernunft, über die das Individuum von Geburt an verfügt.⁶ Sie ist eine Eigenschaft, die *vor* jedem Verkehr mit anderen Menschen bereits existieren soll. Der Aufklärung fällt deshalb die Aufgabe zu, den Individuen zu helfen, sich von Irrungen loszureißen und das heißt vor allem, ihn darin zu unterstützen, dass er seine Neigungen (von der Faulheit bis hin zur Herrschsucht) zügelt.⁷ Die Vernunft als vorsoziale Fähigkeit zu begreifen, ist im Hinblick auf die postulierte Autonomie des Subjekts zwar konsequent gedacht, doch sollte sich an dieser Begründung und Fassung der Subjektfähigkeit des Individuums eine Kritik entzünden, die nachhaltig auf die sozialen Kräfte hinwies, die auf das Individuum einwirken. Sie konnte zeigen, dass die Entwicklung des Individuums vom Säugling zum Erwachsenen entscheidend von seiner sozialen Umwelt beeinflusst wird. Damit ist auch seine Fähigkeit, sich seines Verstandes zu bedienen, keinesfalls als

6 »Die Natur hat gewollt: dass der Mensch alles, was über die mechanische Anordnung seines tierischen Dasein geht, gänzlich aus sich selbst herausbringe und keiner anderen Glückseligkeit oder Vollkommenheit teilhaftig werde, als die er sich frei von Instinkt, durch eigene Vernunft verschaffen hat.« Kant 1784a: 35, A 390/1))

7 Insbesondere im Rahmen seiner geschichtsphilosophischen Überlegungen gelten die Neigungen jedoch nicht als bloß störende und nur zu negierende Eigenschaft der Menschen: Der Widerspruch zwischen der Neigung sich zu vergesellschaften, »weil er in einem solchen Zustande sich mehr als Mensch, d.i. die Entwicklung seiner Naturanlagen, fühlt«, wie sich zu vereinzeln, d.h. dem Bestreben, dass sich »alles bloß nach seinen Sinne richten zu wollen«, sei der Motor, der die Menschheit aus dem Zustand der Rohheit zur Kultur treibe. »Ohne jene an sich zwar eben nicht liebenswürdigen Eigenschaften der Ungeelligkeit, woraus der Widerstand entspringt, den jeder bei seinen selbstsüchtigen Anmaßungen notwendig antreffen muss, würden in einem arkadischen Schäferleben bei vollkommener Eintracht, Genügsamkeit und Wechselliebe alle Talente auf ewig in ihrem Keimen verborgen bleiben [...]« (Kant 1784a: 37f, A 392f.)

eine stabile vorsoziale aufzufassen. Expliziert wurde diese Kritik weniger im Rahmen der Philosophie, als in den seit Beginn des 19. Jahrhunderts entstehenden sozialwissenschaftlichen Disziplinen, zu denen sich die Soziologie gesellen sollte.

An dieser Stelle gilt es festzuhalten: Kants Subjektbegriff, der das Individuum als Subjekt seiner selbst begreift, ist eine Gegenüberstellung von Individuum und Gesellschaft eingeschrieben. Sie betont für das postulierte individuelle Subjekt dessen Autonomie gegenüber dem Sozialen und läuft zumindest Gefahr, die konstitutiven Prozesse, die für die Heranbildung der Fähigkeiten zum eigenständigen Denken und Handeln, die sich erst im Verkehr mit anderen Menschen bilden, zu vernachlässigen. Es kann jedoch kein individuelles Subjekt geben, das absolute Autonomie und eine Souveränität beanspruchen könnte, die in religiösen Weltentwürfen Gott vorbehalten ist. Individuen können bestenfalls eine eingeschränkte, also eine relativ autonome Position gegenüber ihrer Umwelt einnehmen. Diese Relativität zu bestimmen, zu bestimmen, in welchem Maße die Individuen Subjekt wie Objekte sind, ist das Problem, das alle Theorien zu lösen versuchen, die sich fragen, inwieweit Individuen selber über ihr Denken und Handeln im objektiven Wirkungszusammenhang bestimmen. Die Theorien, aber man kann wohl auch sagen, die Praxis der Individuen, bewegen sich zwischen zwei Polen, dem der Subsumtion und dem der Emanzipation. Neben der eben besprochenen Tendenz, die Autonomie des Individuums gegenüber dem Sozialen absolut zu setzen, lässt sich nämlich auch das Gegenteil feststellen, dass die Verbundenheit des Individuums mit der Sozialität derart betont wird, dass das Individuum total durch die sozialen Kräfte determiniert scheint. Theorien, die sich um den zuletzt genannten Pol bewegen, greifen im Grunde auf eine Bestimmung des Subjekts zu, die dem Begriff keineswegs fremd ist, sondern die vor der Aufklärung den Diskurs beherrschte, auf einen Subjektbegriff, der dieses als *subiectus*, also Unterworfenen, auffasste (siehe Zima 2000: 3). Mit der Infragestellung der Gewissheiten der Aufklärung ist dieser Pol wieder stärker geworden.

Der Zweifel an dem individuellen Subjekt ist geradezu konstitutiv für die Soziologie. Der folgende *parcours de force* durch die frühen Theorien der Soziologie soll beleuchten, wie im Rahmen unterschiedlicher Ansätze versucht wurde, die gesellschaftlichen Zwänge als Wirkungsgröße auf das Individuum zu berücksichtigen, ohne dass damit impliziert war, dem Individuum die Fähigkeit, Subjekt zu sein, gänzlich abzusprechen.

So unterschiedlich die im 19. Jahrhundert verfassten theoretischen Entwürfe sind, die heute in der Soziologie als maßgeblich für die Entstehung der sozialwissenschaftlichen Disziplin erachtet werden, so eint sie doch das Ziel, weder im Individuum noch in politischen Auseinandersetzungen zwischen Herrschern und Beherrschten die Kräfte zu suchen, die für den gesellschaftlichen Wandel dieser Zeit verantwortlich waren. Sozio-

logie habe stattdessen, so Auguste Comte, als »Lehre vom Sozialen« die Gesellschaft als einen Wirkungszusammenhang zu betrachten, der seine eigenen Gesetzmäßigkeiten aufweist, die wie die Naturgesetze der Physik auf das Individuum einwirken. Auf diese Gesetzmäßigkeiten kann bei Comte das Individuum keinen Einfluss nehmen. Allerdings falle der Soziologie, ähnlich wie den Naturwissenschaften, die Aufgabe zu, aus ihren Beobachtungen und Beschreibungen der Gesetzmäßigkeiten zu Erkenntnissen zu gelangen, die es zumindest der politischen Elite erlaube, in die sozialen Prozesse derart zu intervenieren, dass die positive Entwicklung der Menschheit vorangetrieben wird und ungünstige Entscheidungen vermieden werden. Es ist jedoch nicht diese Aufgabenbeschreibung, die es gestattet, viele im 19. Jahrhundert verfassten theoretischen Entwürfe der Soziologie zuzuschlagen, sondern das bei Comte wie bei anderen Autoren zu findende programmatische Erkenntnisinteresse, bislang unbegriffen gebliebene soziale Prozesse zu untersuchen und aufgrund ihrer Analyse einer bewussten politischen Beeinflussung zugänglich zu machen.

Dieses Erkenntnisinteresse lässt sich beispielsweise auch im Werk von Marx finden, der ansonsten nicht mit Comte in der Beschreibung der sozialen Kräfte und den politischen Wirkungen übereingestimmt hätte. Auch bei Marx kann nicht das Individuum frei über die Gestaltung seines Lebens entscheiden, sondern es muss mit anderen Individuen bestimmte soziale Verhältnisse eingehen. An Aristoteles anknüpfend sei der Mensch »im wörtlichen Sinn ein *zoon politikon*, nicht nur ein geselliges Tier, sondern ein Tier, das nur in Gesellschaft sich vereinzeln kann. Die Produktion des vereinzelt einzelnen außerhalb der Gesellschaft – eine Rarität, die einem durch Zufall in die Wildnis verschlagenen Zivilisierten wohl vorkommen kann, der in sich dynamisch schon die Gesellschaftskräfte besitzt – ist ein ebensolches Unding als Sprachentwicklung ohne *zusammen* lebende und *zusammen* sprechende Individuen.« (Marx 1857: 20) An anderer Stelle führt er aus, dass die Individuen ihr Leben gesellschaftlich produzieren müssen. Zur »gesellschaftlichen Produktion ihres Leben gehen die Menschen bestimmte, notwendige, von ihrem Willen unabhängige Verhältnisse ein« (Marx 1859: 8), deshalb sei es »nicht das Bewusstsein der Menschen, das ihr Sein, sondern umgekehrt ihr gesellschaftliches Sein, das ihr Bewusstsein bestimmt« (Marx 1859: 9). Die kapitalistische Produktionsweise beschrieb er im »Kapital« als ein von Menschen geschaffenes Sozialverhältnis, das wie eine Naturkraft auf die Individuen wirke, ob sie nun Arbeiter oder Kapitalisten sind. Beide treten sich nur als Personifikationen der ökonomischen Verhältnisse, als Charaktermasken, gegenüber (1867: 100).⁸ Zwar lässt sich argumentieren, dass dieses determinierende Verhält-

8 Mit dieser Darstellung soll nicht behauptet werden, dass das Marxsche Werk für keine weiteren Interpretationen offen ist. Neben dem Frühwerk, das allerdings in großen Teilen erst im 20. Jahrhundert wahrgenommen wurde, und das den Kapitalismus mehr »aus der Perspektive subjektivitätsbildender Arbeit als

nis in vollem Umfang nur in kapitalisierten Gesellschaften gilt, – womit ein Streit anheben könnte, ob es eine solche Gesellschaft gibt, geben kann bzw. jemals geben wird – jedoch auch ansonsten gilt das Marxsche Diktum, dass die Menschen zwar »ihre eigene Geschichte (machen), aber sie machen sie nicht aus freien Stücken, nicht unter selbstgewählten, sondern unter unmittelbar vorgefundenen, gegebenen und überlieferten Umständen. Die Tradition aller toten Geschlechter lastet wie ein Alp auf dem Gehirne der Lebenden.« (1852: 115) Erst im Zuge der Revolution des Proletariats, das als einzige Klasse an der Aufhebung aller knechtenden Verhältnisse interessiert sei, könne sich die Menschheit aus ihrer Vorgeschichte befreien, das heißt aus sozialen Verhältnissen, die verhindern, dass die Individuen im umfassenden Sinne Subjekte ihrer eigenen Geschichte sind. Die Revolution selber wiederum wird weitgehend als notwendiges Ergebnis der kapitalistischen Entwicklung gefasst, die ihre Totengräber, also die revolutionären Bewegungen, selber erzeuge. Das Kapital nimmt die Gestalt eines Quasi-Subjekts an. Der wissenschaftlichen Theorie fällt dabei die Aufgabe zu, »das ökonomische Bewegungsgesetz der modernen Gesellschaft zu enthüllen«, aber nicht um die »naturmäßigen Entwicklungsphasen« zu überspringen oder wegzudekretieren, sondern um die »Geburtswehen ab(zu)kürzen und (zu) mildern.« (1867: 15f.)⁹

Die Auffassung, dass wissenschaftliche Erkenntnissen die Aufgabe zukommt, als »Geburtshelfer« für neue, bessere soziale Verhältnisse zu wirken, ist wiederum, über alle sonstigen Differenzen hinweg, eine mögliche Interpretation des Werks von Durkheim. Es lässt sich, so Joas, »als den fortgesetzten Versuch betrachten, die Frage nach der Entstehung einer neuen Moral zu beantworten« (Joas 1996: 77). Soziologische Erkenntnis sollte die »spontane Herausbildung einer neuen Moral (fördern), indem sie die Bedingungen für deren Entstehung klärt.« (Ebd.: 89) Die Untersuchung von Moral ist für Durkheim von entscheidender Bedeutung für die Konstitution und den Wandel eines Sozialsystems. Er geht davon aus, dass ein Sozialsystem ohne ein hohes Maß an Konformität seiner Mitglieder nicht bestehen kann, und es im Falle mangelnder Normenkonformität in den Zustand der Anomie übergehen muss. Im Gegensatz jedoch zu Theorien, die sich auf Kant beziehen und im Gegensatz zu utilitaristischen Deutungen ist Moral bei Durkheim nicht als System von Verhaltensregeln, als Ver-

Entfremdungsverhältnis« (Honneth/Joas 1980: 28f.) kritisiert, gilt auch für das Kapital, dass Marx nie soweit ging, die lebendige Arbeit unwiderruflich in die kapitalimmanente Funktion des variablen Kapitals zu bannen.

- 9 Es waren nicht erst sozialdemokratische Interpreten oder Lenin, die die Organisation der Arbeiterbewegung in Partei und Gewerkschaften, als Kollektivsubjekte, zum Dreh- und Angelpunkt für den Gang der Geschichte machten. So spricht Marx im Vorwort zur 1. Auflage des Kapitals, aus dem eben zitiert wurde, davon, dass es vom »Entwicklungsgrad der Arbeiterklasse« abhängt, ob sich der Umwälzungsprozess in brutaleren oder milderen Formen vollzieht (1867: 15).

einbarungen zu sehen, die von und zwischen Individuen getroffen werden. Er betont vielmehr, dass die Moral nicht vom individuellen Ich ausgeht, sondern diesem als von der Gesellschaft bzw. der sozialen Gruppe erzeugte Tatsache gegenübertritt. Eine Untersuchung der allgemeinen Moral sollte nicht mit dem individuellen Bewusstsein beginnen, und ihre Beurteilung dürfe sich nicht an den individuellen »Stimmungen und persönlichen Vorlieben« orientieren, sondern habe sich »auf die so methodisch wie möglich erarbeiteten Kenntnis einer gegebenen Realität [...], nämlich auf die Kenntnis der gesellschaftlichen Realität« (Durkheim 1924: 116) zu stützen. Mit seiner Frontstellung gegen Kantianer und Utilitaristen gelang es Durkheim, die Soziologie als Wissenschaftsdisziplin erstmals mit einem Lehrstuhl an einer Universität zu etablieren, weil er methodisch wie inhaltlich zeigen konnte, dass sie als Lehre vom Sozialen ein eigenständiges Untersuchungsfeld besitzt, indem sie »Soziales mit Sozialem« erklärt. Seine starke Gewichtung der sozialen Tatsachen, nicht nur als das Untersuchungsfeld für die Soziologie, sondern als prägende Gegebenheiten für individuelles Denken und Handeln, sollte in der Rezeptionsgeschichte Durkheims zu anhaltenden Schwierigkeiten führen, denn wie sollte die soziale Bedingtheit und Abhängigkeit des Individuums mit der ihm ebenfalls zugestandenen Eigenständigkeit des Individuums vermittelt werden? Dabei ist kaum zu übersehen, dass für die Soziologie spätestens mit Durkheim der Begriff des Subjekts, insbesondere in Gestalt der Subjektivität, in einen negativen Bedeutungshorizont gerückt ist. Um objektiv, ähnlich wie die Naturwissenschaften, sich den sozialen Phänomenen anzunehmen, müssen Sozialwissenschaftler nach Durkheim das zu Beobachtende als Tatsache, »wie Dinge« betrachten, die unabhängig vom individuellen Willen sind und von den Individuen wie Zwänge empfunden werden. Ob allerdings Durkheim sich deshalb zum Lobredner des Zwangscharakters der Gesellschaft erniedrigt (Adorno 1967: 270), darf zumindest als umstritten gelten.

Die Lesart, Durkheim als eines Theoretikers, der den Prozess der Verinnerlichung von Normen als notwendiges Zwangsverhältnis der Gesellschaft gegenüber dem Individuum formulierte, fand zwar neben Adorno vor allem in der Rezeption durch Parsons weite Verbreitung, – hier mit positiven Vorzeichen – doch lässt sich unter anderen mit Joas diese Festlegung auch als eine herrschaftstheoretische Verkürzung der Überlegungen Durkheims interpretieren. Durkheims Arbeiten sind unter dem Eindruck sozialer Instabilität entstanden. Er sah die zeitgenössische Gesellschaft in einer Umbruchsituation von einem einfachen Gesellschaftstypus, in dem die gesellschaftliche Integration quasi mechanisch aufgrund direkt wirkender Zwänge erfolgte, hin zu einem komplexen Typus. Als Folge industrieller Arbeitsteilung werde von den Individuen ein Leben in der Stadt, ein Leben in komplexen, funktional differenzierten Gesellschaften verlangt, welches traditionale Bindungen wie stereotypisierende Zwänge schwächt bzw. aufhebt. Für die Individuen eröffneten sich auf diese Weise in einem

zuvor unbekannten Maße Gestaltungschancen für ihr eigenes Leben. Diesen Prozess bezeichnet Durkheim als Individualisierung. Damit aber die soziale Ordnung nicht zerfällt, was auf Seiten der Individuen Furcht und Unzufriedenheit auslösen muss, hält Durkheim die Herausbildung eines neuen Moraltypus, den der organischen Solidarität, für notwendig. Genauso wenig, wie er eine von Traditionen geprägte agrarische Gesellschaft anstrebt, will er durch die organische Solidarität den oben skizzierten Prozess der Individualisierung wieder rückgängig machen. Die »neue Kooperationsmoral« soll vielmehr die Bedingungen der komplexen Gesellschaft, anders ausgedrückt der modernen Industriegesellschaft, berücksichtigen. Er konzipiert sie nicht als eine von Herrschern auferlegte Zwangsmoral, aber auch nicht als eine freiwillige Vereinbarung zwischen den individuellen Subjekten, die auf diese Weise ihnen akzeptabel scheinende Bedingungen des Umgangs miteinander regeln. Stattdessen soll sie das Kondensat, eine »reflexiv gewinnbare Einsicht in die funktionalen Erfordernisse egalitärer Kooperation« sein (Joas 1996: 90f.). Die herrschaftstheoretische Interpretation Durkheims wird jedoch dadurch begünstigt, dass es Durkheim nicht gelungen ist, darzustellen, wie die Individuen zu ihren reflexiven Einsichten gelangen sollen. Seine Beiträge zu einem umfassenden Handlungsmodell seien, wie Joas schreibt, durch Polemik gegenüber Kantianern und Utilitaristen gekennzeichnet und blieben deshalb auf sie fixiert, wiesen also nicht über sie hinaus. (Joas 1996: 66).¹⁰

Dass auf eine andere Weise sein Zeitgenosse Georg Simmel das Individuum in seiner Soziologie berücksichtigen konnte, lag daran, dass er anderen sozialwissenschaftlichen Disziplinen, insbesondere der Psychologie und den Wirtschaftswissenschaften, Erkenntnismöglichkeiten über die sozialen Verhältnisse und ihren Wandel zugestand. Die Soziologie habe die Aufgabe, »gegenüber den andern, wohlbegründeten Wissenschaften, zunächst ihr Recht auf Existenz überhaupt beweisen zu müssen«. (1917: 63) Er betont zunächst, dass Gesellschaft überall da existiert, wo mehrere Individuen in Wechselwirkung miteinander treten. Dieses Aufeinanderbeziehen der Individuen, ihr soziales Handeln, ist für ihn identisch mit dem, was man als Gesellschaft bezeichnen kann. »Alle jene großen Systeme und überindividuellen Organisationen, an die man bei dem Begriff von Gesellschaften zu denken pflegt, sind nichts anderes als die Verfestigungen – zu dauernden Rahmen und selbstständigen Gebilden – von unmittelbaren, zwischen Individuum und Individuum stündlich und lebenslang hin und

10 Joas weist in diesem Zusammenhang darauf hin, dass Piaget an Durkheim kritisierte, dass er die Bildung von Moral beim Kind nur als aufgezwungene darstellen könne (Joas 1996: 91f.). Auch durch die Berücksichtigung seiner Religionstheorie ändert sich an dieser Einschätzung wenig, weil sie »nicht die Weisen (erhellte), wie Handelnde moralische Verpflichtungen auf Situationen beziehen, sondern die Art, wie Handelnde von Idealen angezogen und über sich selbst hinausgehoben werden und wie diese Ideale selbst dem Handeln entspringen.« (Joas 1996: 95; 280f.)

her gehenden Wechselwirkungen. Sie gewinnen damit freilich Eigenbestand und Eigengesetzlichkeit, mit denen sie sich diesen gegenseitig entgegenstellen können.« (Ebd.: 69f.) Die aus Individuen zusammengesetzte Gesellschaft ist folglich mehr als ihre bloße Aggregation. Die Individuen sind bei Simmel keine hilflosen Wesen, jedoch bedeutet für ihn Gesellschaft, »dass die Einzelnen vermöge gegenseitig ausgeübter Beeinflussung und Bestimmung verknüpft sind.« (Ebd.: 70)

Den Unterschied der Soziologie zu anderen Sozialwissenschaften definiert er in ihrer spezifischen Fragestellung, wie sie sich den individuellen Existenzen annimmt, für welchen Aspekt ihrer Erscheinungen sie sich interessiert. Die Soziologie frage sich, was »geschieht mit den Menschen, nach welchen Regeln bewegen sie sich, nicht insofern sie die Ganzheit ihrer erfassbaren Einzelexistenzen entfalten, sondern sofern sie vermöge ihrer Wechselwirkung Gruppen bilden und durch diese Gruppenexistenz bestimmt werden? So darf sie die Geschichte der Ehe behandeln, ohne das Zusammenleben einzelner Paare zu analysieren, das Prinzip der Ämterorganisation, ohne einen Tag auf dem Bureau zu schildern, die Gesetze und Resultate des Klassenkampfes ergründen, ohne auf den Verlauf eines Streikes oder die Verhandlung über einen Lohnatarif einzugehen.« (Ebd.: 71) Die Soziologie sei als eine spezifische Betrachtungsweise, als eine Methode zu begreifen, die sich der Untersuchung der Formen und Typen widme, »wie sich die Individuen und die Gruppen zueinander verhalten, wie das Individuum zu seiner Gruppe, wie die Wertbetonungen [...] hin und her rücken« (ebd.: 76). Ohne die Leistung eines Individuums als einzigartiges Subjekt leugnen zu wollen, gehe es ihr darum, die »Tatsachen der Politik, wie der Religion, der Wirtschaft wie des Rechts, der Kulturstile« danach zu befragen, »wie sie jenseits individuell verantwortlicher Leistungen wie objektiv-sachlicher Bedeutung, als Leistung des Subjekts Gesellschaft begreiflich, als Entwicklungen dieses Subjekts darstellbar sind« (ebd.: 79).

Weniger seiner Theorie als vielmehr seiner Zeitdiagnose ist dagegen seine Feststellung zuzurechnen, dass es um das Individuum als Subjekt zunehmend schlechter bestellt ist. Zwischen der Gesellschaft und dem Individuum sieht er einen umfassenden und tiefgreifenden Zwist angelegt, den die Gesellschaft im zunehmenden Maße für sich zu entscheiden drohe. Der Konflikt beruhe auf dem »Einheits- und Ganzheitstrieb« (ebd.: 123), den die Gesellschaft wie das Individuum für sich beansprucht. »Die Gesellschaft will eine Ganzheit und organische Einheit sein, so dass jedes ihrer Individuen nur ein Glied ist; in die spezielle Funktion, die es als solche zu üben hat, soll es womöglich seine gesamten Kräfte gießen, soll sich umformen, bis es ganz zum geeignetsten Träger dieser Funktion geworden ist« (ebd.: 122). Doch das Individuum wolle ebenfalls »in sich abgerundet sein und nicht nur die ganze Gesellschaft abrunden helfen, es will die Gesamtheit seiner Fähigkeiten entfalten, gleichviel, welche Verschiebungen

unter ihnen das Interesse der Gesellschaft erforderte.« (ebd.) Durch die uneingeschränkte Konkurrenz der Individuen gegeneinander und ihre arbeitsteilige Vereinseitigung sah er sie in der Gefahr, zu »Trägern einer nach objektiven Normen erfolgenden Ausgleichung von Leistung und Gegenleistung [zu werden], und alles, was nicht in diese reine Sachlichkeit hineingehört, ist auch tatsächlich aus ihr verschwunden.« (Simmel 1958: 26) Für eine unumkehrbare Entwicklung hielt er diese Tendenz jedoch nicht. Ausgerechnet von den Kriegserlebnissen der Soldaten des 1. Weltkrieges erhoffte er eine zumindest zeitweilig wirksame Umkehr. Er erwartete, dass die verfestigten Formen des Lebens, die dem Subjekt keine Entfaltungsmöglichkeit lassen, durch den Krieg aufgebrochen werden. Das Geld habe durch den Krieg seine Bedeutung als oberster Zwecksetzer verloren. Es sei nun von »seiner bisherigen grenzenlosen Leistungsfähigkeit abgeschnitten, zeigt sich als an sich ganz ohnmächtiges Mittel« (1917b: 47). Wer, wie viele Soldaten, erlebt habe, dass »das sonst Wichtigste, das Selbst und seine Erhaltung einmal als bloßes Mittel zu einem Darüberstehenden« [gemeint war die Nation, d.A.] herabgesunken sei, sei für eine Weile vor »jedem Verschenden der Zwecksetzung an das Unbedeutendere« (ebd.: 49) gesichert.

»Es scheint sicher, dass der Soldat mindestens solange er in lebhafterer Aktion ist, eben dieses Tun als ungeheure Steigerung sozusagen des Quantums von Leben, in unmittelbarer Nähe zu seiner flutenden Dynamik empfinde, als er es an seinen sonstigen Arbeitswirksamkeiten spüren kann.« (Ebd.: 50)

Diese Erwartungen beruhten nicht auf einer materiellen Untersuchung der Möglichkeiten der Soldaten, sich als Subjekte zu entfalten. Sie waren, um mit Joas zu sprechen, eher »Wunschträume eines Intellektuellen« (Joas 2000: 101).

Im Unterschied zu Simmel schätzte Max Weber sogar die Chancen für eine prinzipielle Umkehr der vorherrschenden gesellschaftlichen Entwicklung und die zukünftigen Gestaltungsmöglichkeiten des Individuums als Subjekt für die Zukunft entschieden pessimistischer ein. Im Kapitalismus seiner Zeit sah Weber den Schrittmacher für eine Bürokratisierung, die zuerst die private ökonomische Initiative unterbinde und anschließend, über den ökonomischen Bereich hinausstrahlend, drohe, im »Verein mit der toten Maschine [...] das Gehäuse jener Hörigkeit der Zukunft herzustellen, in welcher vielleicht dereinst die Menschen sich, wie die Fellachen im altägyptischen Staat, ohnmächtig zu fügen gezwungen sein werden, wenn ihnen eine rein technisch gute, das heißt: eine rationale Beamtenverwaltung und –versorgung der letzte und einzige Wert ist, der über die Art der Leistung ihrer Angelegenheiten entscheiden soll.« (1922: 835) Als einzige Kraft wider die Tendenz zur Bürokratisierung sah Weber ein Phänomen, das er als Eigenschaften einer Persönlichkeit konzipierte, deren Wirksamkeit sich eher biologisch als soziologisch aufklären lasse: das Charisma

(1922: 8). Charismatische Persönlichkeiten zeichnen sich durch ihre Fähigkeit aus, nichtsoziale Ressourcen, konkret Affekte, zu mobilisieren und an sich zu binden. Charisma ist keine Jedermann-Ressource. Sie setzt vielmehr außeralltägliche Leistungen bzw. Fähigkeiten voraus, durch die es dem charismatisch Begnadeten gelingt, andere Individuen zu seinen Anhängern zu machen, sie also zu beherrschen. Davon, inwieweit es ihm gelingt, seine Anhänger dauerhaft an sich zu binden, hängt ab, ob eine charismatische Persönlichkeit nur eine flüchtige Beziehung zu seinen Anhängern unterhält oder ob es ihr gelingt, diese Beziehung auf Dauer zu stellen und sie sich damit zu einer charismatischen Herrschaft verdichtet. Da die Träger der charismatischen Autorität permanent unter dem Druck der Bewährung stehen und obendrein ihre Leistungen und Fähigkeiten drohen, sich zu veralltäglichen, wenn »der Herr wie die Jünger und Gefolgsleute [...] [nicht] außerhalb der Bande dieser Welt stehen, außerhalb der Alltagsberufe ebenso wie außerhalb der Bande dieser Familienpflichten« (ebd.: 656), unterscheidet sich charismatische Herrschaft grundsätzlich von der bürokratischen in ihrer Instabilität. Gerade weil die charismatische Herrschaft an Außeralltäglichkeit gebunden ist, sei sie »spezifisch das Gegenteil« der »rational im Sinne der Bindung an diskursiv analysierbare Regeln« orientierten bürokratischen Herrschaft und müsse »irrational im Sinne der Regelfremdheit« bleiben (ebd.: 141).

Charismatische Persönlichkeiten bilden für Weber in bürokratisierten Gesellschaften das politische Ferment, das die »Gefahr der Erstickung in einen zunehmend unbeweglicheren System von Interessenkonstellationen« (MommSEN 1974: 53) entgegenwirkt. Sie sind quasi die einzigen Individuen, die noch kraft ihrer eigenen Subjektivität über politische Gestaltungskraft verfügen.¹¹ Die Bedeutung des Charismas und damit »die Tragweite individuellen Handelns« (Weber 1922: 681) sieht er aber insbesondere durch die Macht der rationalen Disziplin im Schwinden begriffen. Im Bezug auf das Militär sieht er ausdrücklich in der zunehmenden Versachlichung und Disziplinierung der Soldaten und nicht in der Waffenentwicklung die Umwandlung des mittelalterlichen Kriegers zum bürokratischen Soldaten begründet (ebd.: 683). Nicht ihr individuell differenziertes Handeln und Charisma, hier in Gestalt des Heldenmutes, entscheidet im »Zeitalter der Maschinenkriege« (ebd.: 686) über Sieg oder Niederlage, sondern wie sie als einer Massendisziplin Unterworfenen sachgerecht eingesetzt werden.

Nach diesem *parcours de force* gilt es ein wenig innezuhalten, um das zentrale Argument, das für eine Abwendung vom Individuum als autonomem Agens sozialer Verhältnisse und ihres Wandels sprach, Revue passieren zu lassen. Die Bestimmung des Individuums als ungebundenes Subjekt zeigte sich kaum mit einer Betrachtungsweise vereinbar, die als

11 Zu Webers Vorstellung einer »plebiszitären Führerdemokratie« siehe MommSEN (1974: 44f.), sowie Joas (1996: 75).

Lehre vom Sozialen sich den Kräften zuwendet, die nicht unmittelbar auf das Individuum zurückzuführen sind. Durch den Prozess der Disziplinierung der Sozialwissenschaften vorangetrieben, traten die Bestimmungen des Individuums als ein von sozialen Kräften determiniertes Wesen in den Mittelpunkt der Überlegungen. Das Individuum als absolutes Subjekt zu charakterisieren, gilt in der Soziologie als eine unangemessene Gegenüberstellung von Individuum und Gesellschaft. Sofern überhaupt von einem Individuum als handlungsfähigem Wesen gesprochen werden kann, ist es nicht a priori als autonomes Wesen zu fassen, sondern es entsteht erst aus dem Wirken sozialer Kräfte, die wiederum aus dem Wirken des Individuums mit anderen Akteuren gebildet werden.

Mit der Hinwendung zu den sozialen Voraussetzungen des Individuums war aber nicht die Frage vom Tisch, wie sich die Soziologie für individuelles Denken und Handeln interessieren kann, oder anders formuliert, wie sich das Soziale im Individuum vermittelt. Diese Fragestellung ist als anhaltende Herausforderung an die soziologische Theorie zu bezeichnen. Allerdings schürten die Zeitdiagnosen zugleich die Skepsis, ob man angesichts des konstatierten Übergewichts der auf das Individuum wirkenden sozialen Kräfte sinnvoll, gar emphatisch von einem individuellen Subjekt sprechen kann. Und wenn so schon im Allgemeinen die Frage nach einem Individuum als Subjekt zweifelhaft erscheint, muss die nach einem soldatischen Subjekt geradezu als absurd erscheinen.

Die Vorstellung, dass der Subjektbegriff innerhalb der soziologischen Theorie sinnvoll angewendet werden kann, ist umstritten. Die grundsätzlichste Ablehnung erfährt sie von Seiten der Systemtheorie Luhmanns. Sie bündelt zwei zentrale Argumente, die gegen die Verwendung des Subjektbegriffs sprechen. Zum einen betont Luhmann, dass erst der Bruch mit dem Subjektbegriff »eine wahrhaft »eigenständige« Theorie sozialer Systeme auszuarbeiten« (1984: 234) ermögliche. Mit dem Bruch solle die Soziologie gleichzeitig Anschluss an eine allgemeine Systemtheorie finden (ebd.: 18f.). Als Theorie sozialer Systeme verfüge sie mit dem Systembegriff über ein interdisziplinäres Paradigma, das ihr die Hinwendung zu Ergebnissen aus naturwissenschaftlichen Disziplinen ermögliche. Zum anderen hielt Luhmann die Ausscheidung des Subjektbegriffs für notwendig, um an seine Stelle eine der Empirie angemessenere Begrifflichkeit treten zu lassen. Die Soziologie habe sich vom Subjekt zu verabschieden und an seiner Stelle habe sie selbstreferentielle soziale Systeme zu setzen (ebd.: 51). Wie alle selbstreferentiellen Systeme zeichnen sich soziale Systeme gegenüber ihrer Umwelt durch ihren Eigenbezug, ihre Autopoiesis, aus. Sie seien als Einheit, in Bezug auf ihre Umwelt zu unterscheidende Elemente und Strukturen zu differenzieren, die im Prozess mit sich selber und im Kontakt zu ihrer Umwelt sich reproduzieren. Um als Einheit Bestand zu haben, können Systeme nur selektiv mit ihrer Umwelt in Kontakt treten. Eine Ausdifferenzierung von Systemen komme nur »durch Selbstreferenz

zustande [...], das heißt dadurch, dass die Systeme in der Konstitution ihrer Elemente und ihrer elementaren Operationen auf sich selbst [...] Bezug nehmen. Sie müssen, um dies zu ermöglichen, eine Beschreibung ihres Selbst erzeugen und benutzen« (Luhmann 1984: 25).

Alle sozialen Systeme seien von einer Vielzahl selbstreferentieller Systeme umgeben. Luhmanns Systemtheorie beansprucht, soziale Prozesse ohne ein Subjekt als ihnen zugrunde liegendes Faktum beschreiben zu können. Um dies sicherzustellen, kennt die Systemtheorie auch kein Individuum. Vielmehr zergliedert sie das Wesen Mensch in zwei von einander geschiedene wiederum selbstreferentielle Systeme, das neurophysiologische und das psychische System, die zwar »für einen Beobachter als eine Einheit erscheinen« (Luhmann 1984: 67f.), aber kein System bilden. »Mensch« ist nur mehr der Name für eine Kombination unterschiedlicher organisch-psychischer Systeme, die je für sich selbstreferentiell operieren.« (Schroer 2001: 226) Das menschliche Wesen ist damit für Luhmann kein Bestandteil der Gesellschaft bzw. der sozialen Ordnung, sondern es steht außerhalb der sozialen Systeme und gehört zu ihrer Umwelt (siehe Luhmann 1984: 286f.). Wenngleich Luhmann betont, dass der Mensch »als Teil der gesellschaftlichen Umwelt zugleich komplexer und ungebundener zu begreifen (ist), als dies möglich wäre, wenn er als Teil der Gesellschaft aufgefasst werden müsste« (ebd.: 289), so bedeutet dies nicht, dass Luhmann ihn nun quasi als Umweltfaktor zum Subjekt sozialer Prozesse ermächtigt. »Dem Menschen werden so höhere Freiheiten im Verhältnis zu *seiner* Umwelt konzidiert, insbesondere Freiheiten zu unvernünftigem und unmoralischem Verhalten.« (Ebd.) Die ihnen »konzidierten« Freiheiten bedeuten deshalb, dass ihre Handlungen im Rahmen von Luhmanns Systemtheorie vor allem als störende, gar die sozialen Systeme gefährdende »Umweltfaktoren« wahrgenommen werden.¹²

Trotz der behaupteten Angemessenheit des Bruchs der Systemtheorie mit dem Subjektbegriff, fällt es ihr keineswegs leicht, den Bruch umzusetzen. Ein guter Teil aller Kategorisierungen der Systemtheorie zielt ausschließlich darauf ab, ein »Überschwappen der Subjektterminologie« in die Welt der sozialen Systeme »nach Möglichkeit« (Luhmann 1984: 596) zu verhindern. Zwar mag der Begriff des Subjekts missbrauchsanfällig sein, wie Luhmann (ebd.) schreibt, dennoch können viele Soziologien der Systemtheorie mit ihrer Umstellung auf selbstreferentielle Systeme und der

12 Siehe hierzu auch Schroers Luhmann Interpretation (2001: 274f.). Dass ihnen fast keine positive Gestaltungskraft zugebilligt wird, wird auch deutlich, wenn Schroer schreibt, dass nach Luhmann »die Individuen in die Funktionslogik der Teilsysteme nicht mehr steuernd eingreifen können«, was ihnen aber »gleichsam mit der Zurückhaltung der Teilsysteme bei Fragen in der individuellen Lebensführung versüßt [wird], wobei dies von den Individuen nicht notwendig als Befreiung, sondern auch als Überforderung, als »illegitime« oder »unerwünschte Indifferenz« erlebt werden kann.« (Ebd.: 253)

Zuordnung des Menschen zur Umwelt sozialer Systeme nicht folgen. Sie teilen nicht Luhmanns Auffassung, dass ›der Mensch‹ nicht das Maß der Gesellschaft sein soll. Nicht notwendigerweise muss ja die Idee des Humanismus eine derart naive Gestalt annehmen, wie dies von Luhmann suggeriert wird, dass nämlich die Gesellschaft nach dem Bild des Menschen (»Kopf oben, usw.«; ebd.: 289) geformt sein müsse. Es lässt sich obendrein, der Kritik Zimas folgend, die Frage stellen, ob die Systemtheorie nicht, indem sie den Subjektbegriff durch den des selbstreferentiellen Systems ersetzt, einer »Mythisierung auf ›höherer Ebene« (2000: 325) Vorschub leistet. »In Luhmanns Diskurs verschwindet das Subjekt zwar als transzendente und individuelle Instanz, setzt sich aber als abstrakter Subjekt-Aktant [...] voll durch: als ›Differenzierung‹, ›System‹, ›Operation‹ oder ›Kommunikation‹.« Das Problem bestehe weniger in der Abstraktion, die sei in keinem theoretischen Diskurs zu vermeiden, sondern darin, dass Luhmanns Aktanten mythisch seien, »weil sie nicht mit individuellen und kollektiven Subjekten *interagieren*, [...] diese *ersetzen* und dadurch deren Funktion *verdecken*.« (Ebd.)

Während Luhmanns Systemtheorie die Frage, wie sich ein in Gesellschaft lebendes Individuum als Subjekt denken lässt, durch die Streichung des Individuums wie des Subjekts zu beantworten versucht, formuliert Adorno den anderen Pol der Debatte, wie mit dieser Frage umgegangen werden kann. Er insistierte darauf, dass die Gesellschaft sich aus Subjekten »zusammensetzt und durch ihren Funktionszusammenhang sich konstituiert« (Adorno 1969: 295). Er schließt damit nicht an Kants Bestimmung des autonomen Subjekts an, da er festhält, das »Subjekt ist in Wahrheit nie ganz Subjekt, Objekt nie ganz Objekt; dennoch beide nicht aus einem Dritten herausgestückt, das sie transzendierte. Das Dritte tröge nicht minder. [...] An der Zweiheit von Subjekt und Objekt ist kritisch festzuhalten, wider den Totalitätsanspruch, der dem Gedanken inhärent.« (1966: 177)

Das Subjekt ist nicht identisch mit Individuum. »Zum Subjekt wird das Individuum, insofern es kraft seines individuellen Bewusstseins sich objektiviert, in der Einheit seiner selbst wie in der seiner Erfahrungen« (Adorno 1966: 56). Dieser Gedankengang soll anhand der Alltagssprache kurz weiterverfolgt werden, da er für eine Abgrenzung des Individuellen vom Subjektiven geeignet erscheint: Wenn die Rede auf eine individuelle Stärke oder auch Schwäche eines Menschen kommt, auf seine individuelle Begabung oder Schrulle hingewiesen werden soll, dann enthält das Adjektiv individuell zwar einen relationalen Bezug zur Welt, es verweist jedoch noch stärker auf das Moment des Kontingenten, das nur dem angesprochenen einzelnen Wesen eigen ist. Das Adjektiv subjektiv betont dagegen den Bezug des Individuums zur Objektivität und das heißt zu der es umgebenden Sozialität. In die historisch gewachsene Sozialität wird das Individuum

hineingeboren¹³ und von ihr hängt ab, ob individuelle Eigenschaften sich bei der Entfaltung seiner Subjektivität als förderlich oder hinderlich erweisen, ob, um ein Beispiel anzuführen, die individuelle Hautfarbe die Lebenschancen eines Individuums erhöht oder es durch sie beeinträchtigt wird.

Eine positive Bestimmung dessen, was ein Subjekt ausmacht, über welche Qualitäten es notwendig verfügen muss, hält Adorno für unmöglich. Nur negativ und für die Vergangenheit lasse sich bestimmen, was »ein Mensch an sich sein soll, [er] ist immer nur, was er war: er wird an den Felsen seiner Vergangenheit festgeschmiedet. Er ist aber nicht nur, was er war und ist, sondern ebenso, was er werden kann; keine Bestimmung reicht hin, das zu antizipieren.« (1966: 61)

Adornos Satz, dass sich die Gesellschaft aus Subjekten zusammensetzt, steht zumindest auf den ersten Blick im Widerspruch zu seiner vor allem in der »Dialektik der Aufklärung« (zusammen mit Horkheimer) vorgetragenen Einschätzung, dass die instrumentelle Beherrschung der zu einem Teil der sozialen Welt gewordenen Natur als eine durchrationalisierte Welt wiederum als Naturbeherrschung am Menschen auf ihn zurück wirkt. Die Aufklärung sei kein Befreiungsinstrument von der ersten und zweiten Natur, sondern von Beginn an ein Instrument der Herrschaft. »Was die Menschen von der Natur lernen wollen, ist, sie anzuwenden, um sie und die Menschen vollends zu beherrschen.« (Horkheimer/Adorno 1947: 10) In der modernen (kapitalistischen) Industriegesellschaft wende sich die Welt-herrschaft über die Natur »gegen das denkende Subjekt selbst, nichts wird von ihm übriggelassen, als eben jenes ewig gleiche Ich denke, das alle meine Vorstellungen muss begleiten können.« (Ebd.: 32) Dieses Ich sei Produkt eines ökonomischen Apparates, der selbsttätig,

»vor der totalen Planung, die Waren mit den Werten aus[stattet], die über das Verhalten der Menschen entscheiden. Seit mit dem Ende des freien Tausches die Waren ihre ökonomischen Qualitäten einbüßten bis auf ihren Fetischcharakter, breitete sich dieser wie eine Starre über das Leben der Gesellschaft in all seinen Aspekten aus. Durch die ungezählten Agenturen der Massenproduktion und ihrer Kultur werden die genormten Verhaltensweisen dem Einzelnen als die allein natürlichen, anständigen, vernünftigen aufgeprägt.« (Ebd.: 34f.)

Gemeint war damit, dass die sinnliche Wahrnehmungswelt der Individuen tiefgreifend von der Kulturindustrie geprägt werde und deshalb »die Subjekte zu willfähigen Empfängern konformitätserzeugender Sendeinhalte« werden (Honneth 1985: 93). Der Zweifel liegt nun weniger in der Befähigung des (abstrakten) Menschen, sondern in der konkret historisch eingeräumten Chance, von ihr Gebrauch machen zu können. Dass sich in

13 Denkbar knapp formuliert dies Adorno in dem Satz: »Gesellschaft ist vor dem Subjekt.« (1966: 132)

der »Dialektik der Aufklärung« auch Passagen finden, in denen die Individuen mehr als bloße Objekte der Herrschaft auftreten, beispielsweise, wenn Adorno und Horkheimer schreiben, dass es »der Knecht [ist], dem der Herr nicht nach Belieben Einhalt tun kann« (ebd.: 43), ändert, wie auch später entstandene Schriften zeigen, nichts daran, dass Adorno vor allem deshalb an dem Begriff des Subjekts festhielt, um mit ihm die Tatsache seiner Überwältigung kritisieren zu können. Obwohl und weil das Subjekt kein Realbegriff sei, habe man als Begriff des Denkens am Subjekt festzuhalten, weil man ansonsten Gefahr laufe, dadurch die »Wahrheit, die den Menschen aus dem Mittelpunkt der Schöpfung verjagt und ihn seiner Ohnmacht gemahnt, bekräftigt, als subjektive Verhaltensweise, das Gefühl der Ohnmacht, veranlasst die Menschen, mit ihr sich zu identifizieren, und verstärkt damit weiter den Bann der zweiten Natur.« (1966: 75f.) Die Unfähigkeit der bürgerlichen Gesellschaft, »jener Verein freier Menschen zu werden, dessen Idee ihr gleichwohl teleologisch innewohnt« (Adorno 1967: 271), sei nicht durch Theorie festzuschreiben.

Die Zeitdiagnose Adornos ist nicht unwidersprochen geblieben. Seine Schlussfolgerung resultiere, so Honneth, aus »dem kategorialen Unvermögen einer auf den zivilisatorischen Prozess der Naturbeherrschung fixierten Gesellschaftstheorie, neben der Sphäre des Marktes eine andere Dimension sozialen Handelns systematisch zu erfassen.« (Honneth 1985: 111) Ausgehend von einem idealisierten Bildes des Marktes unter liberalkapitalistischen Vorzeichen, der frei von staatlich-administrativen Eingriffen gewesen sei, konzipiert ihn Adorno als »die eigentliche soziale Sphäre identitätsverbürgenden Handelns [...]: in ihr können sich, weil sie mit der wechselseitigen Interessenkalkulation einen Raum für soziale Identitätserfahrung schafft, die zweckrationalen Handlungsstrebungen der individuellen Subjekte mit dem ökonomischen Reproduktionserfordernissen der Gesamtgesellschaft [...] vermitteln.« (Ebd.: 89) Da Adorno andere soziale Orte der Vermittlung von Individuum und Gesellschaft weitgehend unbeachtet lässt, – von den Einrichtungen bürgerlicher Öffentlichkeit über Subkulturen und Organisationen, in denen sozialen Gruppen ihre (ökonomischen) Interessen durchzusetzen versuchen – tritt »das in den Privatraum der Kleinfamilie eingeschlossene Subjekt [...] gleichsam allein vermittels des Marktgeschehens mit der gesellschaftlichen Umwelt in Kontakt.« (Ebd.: 89) Und im Spätkapitalismus stößt hier das individuelle Subjekt auf die beherrschenden Planungsbürokratien, die den Imperativen einer selbstständigen Systemproduktion folgen und die für das Handeln des Subjekts keine Entfaltungsmöglichkeit lassen. Der Begriff des Subjekts muss jedoch dann keine »bloße« Denkkategorie mehr sein und kann sehr wohl auf empirisch vorfindbare Individuen angewendet werden, wenn »die Ebene der kulturellen Eigenleistungen sozialer Gruppen, ja die Sphäre sozialen Handelns überhaupt« (ebd.: 110) nicht einfach übersprungen wird.

Einen interessanten, aber auch einen nicht ganz einfachen, Zugang, wie man das Individuum als Subjekt bestimmen kann, bieten die Arbeiten Foucaults. Schwierig ist dieser Zugang, weil die Rezeption seines Werks zum Teil sich heftig widersprechende Interpretationen hervorgebracht hat. Das Auftreten dieser Widersprüche vermag allerdings kaum zu verblüffen, wenn man sich vergegenwärtigt, dass Foucault in seinem über mehrere Jahrzehnte entwickelten Werk mit dem Anspruch auftrat, sich im Widerspruch zu den jeweils vorherrschenden Auffassungen in der Psychologie, den Geschichtswissenschaften und der Philosophie zu befinden¹⁴ und obendrein ständig die »thematischen Interessen, theoretischen Konstruktionen und methodischen Anleitungen« wechselte (Brieler 1998: 40). So reizvoll eine Auseinandersetzung mit diesen Differenzen sein mag, die beileibe keine Spezialität seines Werkes sind, sondern als Hinweis darauf gewertet werden können, wie schwierig es den unterschiedlichsten sozialwissenschaftlichen Strömungen fällt, die jeweilige Theorie zu ignorieren, sie wird hier nicht stattfinden. Stattdessen soll im Folgenden hervorgehoben werden, inwieweit Foucaults Überlegungen in Bezug auf soldatistische Subjekte als fruchtbar erachtet werden.

In den meisten Arbeiten, die sich auf Foucault beziehen, wird das Zusammenwirken von (historischen) Wissens- und Machtkomplexen untersucht. Standen bis in den Anfang der 80er Jahre im Vordergrund der Analysen und der Rezeption, wie sich diese als disziplinierend auf die Individuen auswirken, so haben sich seitdem die Betrachtungen stärker der Frage zugewandt, in welchem Ausmaß und in welcher Gestalt sie auch als Ausdruck von »Technologien des Selbst«, also als Ausdruck der individuellen »Sorge um sich« zu lesen sind. Unabhängig von dieser Schwerpunktverschiebung der Analysen, wird Subjektivität von Foucault als Instanz gefasst, deren Inhalte nicht außerhalb der Geschichte stehen, sondern erst in einem bestimmten Kontext modelliert bzw. hervorgebracht werden. Als einen grundlegenden Antiessentialismus bezeichnet Brieler, der sich eingehend mit den Veränderungen und Schwerpunktverschiebungen des Werks von Foucaults auseinandersetzt, dessen Umgang mit der Frage, was *der Mensch* sei. Resümierend stellt er fest, dass »die Formel vom Subjekt [...] immer eine Doppelfigur [meint]: die Gewordenheit des Menschen und sein Umgang mit sich innerhalb dieser Gewordenheit. Der Mensch ist nur als konkret-endliches Subjekt erfassbar, ein elementar geschichtliches

14 So weist Brieler daraufhin, dass Foucault in den 60er Jahren gegen eine Ideengeschichte antrat, die eine Souveränität des Genies gegenüber dem es umgebenden sozialen Verhältnissen behauptete und gegen die Bedeutung von Intentionalität des Handelns durch Individuen sowie von Kollektiven antrat, die zu diesem Zeitpunkt kaum noch vertreten wurde. »Aber Foucault bedarf dieser vergrößerten Schattenfiguren zur Profilierung eines Projektes, das in viel stärkerem Maße in die Revolutionierung des geschichtswissenschaftlichen Denkens der 60er Jahre eingebunden ist, als es zugesteht.« (1998: 221)

Segment.« (1998: 573) Auch Osborne insistiert darauf, dass im Mittelpunkt des foucaultschen Denkens die Frage der »Formbarkeit der menschlichen Vermögen« steht, mit der Menschen ihre eigene Geschichte »mit anderen geschaffen haben, um die Fähigkeiten, durch die Menschen regiert wurden und mit denen sie andere regierten« (Osborne 2001: 12).

Mit seinem Antiessentialismus unterscheidet sich Foucaults Begriff eines Subjekts von solchen Begriffskonstruktionen, die offen oder verdeckt die Fähigkeit, Subjekt zu sein, an Eigenschaften wie ökonomischer Status, Geschlecht und Ich-Stärke knüpfen, die das Individuum erst befähigen sollen, Subjekt zu werden. Bei Foucault gibt es keine Geschichte des Subjekts, die mit seiner Befreiung aus selbstverschuldeter Unmündigkeit (Kant) beginnt und die anschließend von den »Geistern«, die es rief, bedroht oder gar überwältigt wird. Den Prozess moderner Subjektbildung, der nach seiner Auffassung mit dem 17. Jahrhundert einsetzt, sieht er eingebettet in diskursive Ordnungen und Disziplinierungsapparaturen, die aber nicht nur die Individuen unterdrücken, sondern die »Individuen als Macht- und Wissens Elemente« (1976: 249) erst herstellen. Dass Foucault die Individuen nicht einfach als von den auf sie wirkenden sozialen Mächten vielfach unterdrückte Wesen fasst, liegt an seiner erläuterungsbedürftigen Konzeption von Macht. Macht ist demnach keine einseitig gerichtete Kraft, die auf ein Objekt einwirkt. Sie bezeichnet vielmehr ein prozessierendes Wechselverhältnis, das das Resultat von mindestens zwei aufeinanderwirkenden Kräften ist – Macht und Gegenmacht. Deshalb ist die Disziplinarmacht, von der Foucault in diesem Zusammenhang spricht, nicht nur destruktiv. Sie sei in »Wirklichkeit produktiv; und sie produziert Wirkliches. Sie produziert Gegenstandsbereiche und Wahrheitsrituale: das Individuum und seine Erkenntnis sind Ergebnisse dieser Produktion.« (1976: 250) Beherrschte Individuen sind als nicht völlig Entmächtigte aufzufassen, denn »die Macht verläuft über sie und durch sie hindurch; sie stützt sich auf sie, ebenso wie diese sich in ihrem Kampf gegen sie darauf stützen, dass sie von der Macht durchdrungen sind.« (1976: 38) Zur Disziplinierung gehört nach Foucault die Selbstbeteiligung der Individuen an ihrer Unterwerfung, das »Einwandern« der Disziplin in ihr Selbstverständnis, das Sich-Formen. Das »erkennende Subjekt, das zu erkennende Objekt und die Erkenntnisweisen [sind] jeweils Effekte [...] [der] fundamentalen Macht/Wissen-Komplexe« (1976: 39). In seinen späteren Interviews und Texten wird dies mit der Betonung der »Sorge um sich«, die er auch als »Technologien des Selbst« bezeichnete noch deutlicher. Hier schlägt er eine andere Lösung der Frage vor, wie sich die Entstehung eines Subjekts vorstellen lässt. Er betonte neben den Dispositiven des Formens und des Geformt-Werdens ein weiteres eigenständiges Dispositiv des Sich-Formens. Im Rahmen des Dispositivs des Sich-Formens bestehen für das Subjekt Möglichkeiten, »sich als »anders« als andere wahrzunehmen,

›selbstverantwortlich‹ mit sich umzugehen und zwischen verschiedenen Verhaltensweisen eine Wahl zu treffen« (Sarasin 2001: 24)¹⁵

Ebenfalls in seinen späteren Interviews und Texten betont Foucault, dass Subjektivierung kein Prozess ist, der erst mit dem 17. Jahrhundert einsetzt, sondern

›dass die Menschen im Laufe ihrer Geschichte niemals aufgehört haben, sich selbst zu konstruieren, das heißt ihre Subjektivität beständig zu verschieben, sich in einer unendlichen und vielfältigen Serie unterschiedlicher Subjektivitäten zu konstituieren. Diese Serie von Subjektivitäten wird niemals zu einem Ende kommen und uns niemals vor etwas stellen, das der ›Mensch‹ wäre. Die Menschen treten ständig in einen Prozess ein, der sie als Objekte konstituiert und sie dabei gleichzeitig verschiebt, verformt, verwandelt – der sie als Subjekte umgestaltet.« (1996: 85).¹⁶

Ein derartiger Subjektbegriff ist für die Untersuchung soldatischer Subjekte attraktiv, weil neben dem Hinweis auf die Geschichtlichkeit von Subjektivität nicht normativ vorab entschieden ist, wie Soldaten handeln müssen, um Subjekte zu werden. So wird es möglich, sich nicht auf eine dichotome Sichtweise festzulegen, die auf der einen Seite nur die disziplinierenden, alle unterdrückenden, objektivierenden Mächte erkennen kann, der auf der anderen Seite das tragische oder heroische, aber doch geknechtete und schlussendlich immer Opfer seiende Subjekt gegenübersteht. Eine solche Dichotomie erschwert den Blick auf das Faktum, dass Soldaten auch dann Subjekte sein können, wenn sie befehlskonform handeln. Auch muss das Handeln soldatischer Subjekte nicht von der Intention bestimmt sein, Freiheit für sich und andere anzustreben, sondern es kann dem Ziel dienen, sich selber zu ermächtigen, um an der bestehenden Macht teilzuhaben, Unterdrückung, Schädigung oder den Tod anderer zu erreichen. Prinzipiell soll so vermieden werden, den Begriff des Subjekts nur auf solche Soldaten anzuwenden, die sich durch Aufbegehren gegen die Disziplinarmacht auszeichnen, sei es als Meuterer, als Verweigerer, als Deserteure oder als Kranke. Soldaten sind als Subjekte nicht nur als Opfer und willige

15 An der paradoxen Verknüpfung von Fremd- und Selbststeuerung, für die Foucault Ende der 70er Jahre den Begriff des Regierens verwendete, knüpfen die Überlegungen zur ›Gouvernementalität‹ an. Regieren ist hier keine exklusive Tätigkeit politischer Führungen, sondern jedem Subjekt eigen. Regieren meint in diesem Kontext, die Fähigkeit mit Hilfe der vorhandenen Ordnungs- und Wissenskomplexe sich selber so zu strukturieren, dass man unter den gegebenen sozialen Bedingungen handlungsfähig ist und auf die Handlungsmöglichkeiten anderer Individuen einwirken kann. Siehe hierzu Bröckling u.a. (2000).

16 Foucault setzt sich in diesem zitierten Interview von einer Position ab, die er in den 60er Jahren einnahm und nicht nur vom ›Tod des Menschen‹ im Sinne einer Absage an das transzendentalen Subjekts ausging, sondern die Rede von Herrschaft und Befreiung als lächerlich bezeichnete (Brieler 1998: 577).

oder unwillige Objekte ihrer Vorgesetzten wahrzunehmen, sondern auch als Akteure im Kriegsgeschehen und das heißt, um einen Ausdruck zu verwenden, der ihre Verantwortlichkeit im Gegensatz zum Opferstatus betont, als Täter. Dies gilt es umso mehr zu beachten, weil in dieser Arbeit soldatische Subjekte im Krieg untersucht werden sollen, gerade also solche Soldaten im Blickfeld zu halten sind, die sich aktiv am Kriegsgeschehen beteiligen. Dabei soll sowohl untersucht werden, wie die Kommandierenden sich auf die Subjektivität der Soldaten beziehen, als auch wie die Soldaten ihre Subjektivität einbringen.

Die vorliegende Untersuchung zieht neben dieser Anknüpfung an Foucaults Verständnis von Subjektivität und der Historisierung des Subjekts ein weiteres Theoriekonzept heran, das in einem gewissen Spannungsverhältnis zu Foucaults Werk steht. Osborne betont, dass

»Foucault eine Art spekulativen Empirismus an[wendet], eine hypothetische Haltung des Als-ob, die darauf hinausläuft, Menschen so zu behandeln, als seien sie *potentiell* unendlich formbar«, um »diejenigen Machtformen empirisch zu untersuchen, die diese Formbarkeit in der Vergangenheit hervorgebracht haben« (2001: 12).

Als heuristisches Prinzip wird hier zwar der Wert einer Vorgehensweise, die von der unendlich freien Konstruierbarkeit des Subjekts ausgeht, nicht bestritten, um die Historizität von Subjektbegriffen herausarbeiten zu können, und um Fixierungen des Subjekts auf Vergangenes zu vermeiden. Doch scheint die Ablehnung jeglicher Überlegungen, die auf substanzielle Grundlagen von Subjektivität verweisen, zumindest bei einigen Rezeptionen von Foucaults Arbeiten dazu beigetragen zu haben, dass sie sich vom Individuum als eigenständiges Movens verabschiedet haben. Diese Neigung kritisiert in den industriesoziologischen Debatten zur Subjektivierung der Arbeit u.a. Vormbusch, der deshalb für eine »weichere« Fassung der Subjektivierungsthese von Foucault plädiert. Mit Blick auf die im angelsächsischen Sprachraum geführten Debatten zur Subjektivierung von Arbeit im Bereich betrieblichen Controllings, kritisiert er Foucault bzw. eine Foucault-Interpretation, für die das Subjekt »kaum mehr als einen leeren Behälter dar[stellt], dessen psychische Verarbeitungs- und Aneignungsmechanismen [...] er [Foucault] nicht näher zu klären versuchte.« (2006: 4)

Die Annahme auch nur einer potentiell unendlichen Formbarkeit der menschlichen Vermögen bietet sich jedoch nicht an, wenn soldatische Subjekte im Kampfeinsatz betrachtet werden sollen, weil Soldaten im Laufe eines Kriegseinsatzes ihren Körper gefährlichen, tödlichen Situationen aussetzen. In den Fokus der Betrachtung rückt damit immer wieder die Leibgebundenheit des Subjekts, über die es weder frei verfügen, noch dessen unendliche Formbarkeit postuliert werden kann. Gerade bezogen auf den Krieg bietet es sich weniger an, die unendliche freie Konstruierbarkeit

des Subjekts zu betonen, sondern auf die Grenzen einzugehen, die ihm durch seine Leibgebundenheit gezogen sind. Um dies anhand eines Beispiels zu illustrieren, sei hier darauf hingewiesen, dass Soldaten mitunter mit ihrem Kampfeinsatz den Glauben oder die Hoffnung verbinden, sie seien unverwundbar, doch ändert dies nichts daran, dass sie trotzdem verletzungsoffen (Popitz) bleiben (siehe hierzu ausführlich den Abschnitt 5.4.).

Die Betonung der Leibgebundenheit des Subjekts bietet sich obendrein auch deshalb an, weil eine wichtige waffentechnische Entwicklung auf die Substituierung von Soldaten in gefährlichen Situationen abzielt. Sie ist als eine Tendenz zu bezeichnen, die sich im Zuge der Industrialisierung der Kriegführung entwickelte und heute bei den avanciertesten Militärapparaten stark ausgeprägt ist.

3.3. Soldaten als Handelnde

Wenn behauptet wird, dass Individuen Subjekte sein können, dann stellt sich die Frage, wie sich diese Fähigkeit ausdrückt? Individuen als Gestalter ihres Lebens zu fassen, heißt ihnen zuzugestehen, dass sie über Fragen, die ihr Leben betreffen, entscheiden können und heißt davon auszugehen, dass ihr Tun zumindest einen konkreten Einfluss auf ihr Geschick hat. Kurz: Individuen als Subjekte zu betrachten, heißt sie als handelnde Wesen anzusehen (siehe hierzu Honneth 1985: 110f.). Allerdings: Nicht jede Handlung ist geeignet, die Souveränität des Individuums als Subjekt zu gewährleisten. Dieser Sachverhalt wird von Luckmann angesprochen, wenn er schreibt: »Handeln macht nicht immer Geschichte, aber es ›macht‹ Gesellschaft.« (1992: 4)

Der Begriff des Handelns ist mit dem Individuum verknüpft. Handeln meint nicht nur eine von der Hand ausgehende Bewegung bzw. ihr Unterlassen. Der Begriff zielt auf jede absichtsvolle (Nicht-)Bewegung des Individuums. Willkürliche oder zufällige Bewegungen, jedes Tun, das keiner Intention unterliegt, werden nicht als Handlung bezeichnet. Der Schlaf fällt deshalb ebenso wenig unter das Handeln wie Muskelreflexe. Sprechen, ob als Flüstern oder Schreien, muss dagegen ebenso wie das Schweigen zu den Möglichkeiten individuellen Handelns gezählt werden. Nicht nur weil das Sprechen weitere Handlungen vorbereitet oder nachbereitet und weil es an die Stelle von anderen Handlungen treten kann, sondern vor allem, weil es ein In-Beziehung-treten zu jemand anderem bedeutet. Handeln ist mehr als Bewegung, insofern es keinen Automatismus darstellt, also vom Individuum selber variiert werden kann. Freilich bedeutet die unterstellte Variabilität des Handelns keine umfassende Befreiung von Restriktionen. So kann man mit Aristoteles zwischen freiwilligen und unfreiwilligen, also erzwungenen, Handlungen differenzieren. »Erzwungen

ist eine Handlung, deren Prinzip außer uns liegt und zu der der Handelnde oder Leidende nichts beiträgt, z.B. wenn uns ein Sturm irgendwohin verschlägt, oder Menschen, in deren Gewalt wir sind, uns irgendwohin bringen.« (1963b: 233) Doch selbst für erzwungene Handlungen gilt, so führt Aristoteles weiter aus, dass im Moment ihrer Ausführung die Handlung freiwillig erfolgt, weil das »Prinzip der Bewegung der Glieder bei derartigen Handlungen [...] im Menschen selber (liegt), steht es ihm frei, sie auszuführen oder nicht.« (Ebd.: 234) Erzwungene Handlungen zeichnen sich gegenüber freiwilligen dadurch aus, dass die Individuen Handlungsalternativen abwägen müssen, die für die Handelnden ansonsten nicht in Betracht kämen. Angesichts eines Sturmes mag sich eine Schiffsbesatzung entschließen, die Ladung des Schiffes über Bord zu werfen, weil sie auf diese Weise hofft, ein Kentern des Schiffes zu verhindern; doch sie kann sich bis zu dem Augenblick, in dem sie die Ladung über Bord wirft, auch anders entscheiden. Gleiches gilt, wenn an die Stelle eines natürlichen Phänomens wie des Sturms Machtverhältnisse treten, die von Menschen ausgehen: Ein möglicher Extremfall ist hier eine Situation, in dem ein Individuum von einem Machthaber, Aristoteles spricht von einem Tyrannen, bedroht und erpresst wird, dass es selbst oder ihm Nahestehende Schmerzen erleiden müssen, sie und es selbst gar getötet werden, wenn es nicht bestimmte »schimpfliche« Handlungen vollzieht. In einer solchen Situation übt ein Machthaber, so Popitz, vollkommene Macht aus, denn »Herr-Sein über Leben und Tod« stelle die »äußerste Steigerung des Herr-Seins über andere Menschen« dar (1992: 53). Doch selbst, wenn die Macht derart vollkommen ist, bleibt sie in einem Punkt unvollkommen, »weil sich die Entscheidung zum Äußersten nicht monopolisieren lässt – jeder kann töten –, und weil die Entscheidung, sich töten zu lassen, anderen nicht genommen werden kann.« (Ebd.: 60)

So sehr das Sich-auch-anders-entscheiden-können als ein Kennzeichen des Handelns zu fassen ist, so offen bleibt selbst in den angeführten Beispielen für erzwungene Handlungen, nach welchen Kriterien sich die handelnden Individuen für die eine oder andere Option entscheiden. Angesichts der Bedrohung, mit dem Schiff unterzugehen, die sich möglicherweise abwenden lässt, wenn man sich der Schiffsladung entledigt, lässt sich die Intention der Handelnden wohl leicht bestimmen, aber nur falls sie sich für das Überbordwerfen der Ladung entscheiden. Jede andere Handlung, wenn sie sich z.B. für das Nichtstun entscheiden, zwingt zu weiteren Fragen nach den Gründen für diese Entscheidung. Die Frage, aufgrund welcher Motive sich Individuen für bestimmte Handlungen entscheiden und in welchem Ausmaß sie dabei vorab bestimmte Ziele verfolgen, sind Grundfragen jeder Handlungstheorie. Doch bevor hierauf eingegangen werden kann, muss auf das Problem aufmerksam gemacht werden, dass sich Handlungstheorie heute in weitaus größerem Maße als früher mit der Skepsis auseinandersetzen muss, ob Handeln überhaupt als eine allein dem

Menschen zukommende Fähigkeit bezeichnet werden kann. Diese Skepsis stützt sich auf die Beobachtung von Tieren, die zu einer Relativierung der Tier-Mensch-Differenz geführt hat, und auf die Entwicklung technischer Systeme, die Artefakte sind, deren Funktionstüchtigkeit nicht auf permanenten Eingriffen von Menschen beruhen.

Es ist kaum zu ignorieren, dass es auch Tiere gibt, die ihre Bewegungen variieren können, und die, um einen anderen Bedeutungshorizont aufzureißen, intelligent sind. Es gibt viele Tierarten, auch solche, die keine nahen Verwandten des Menschen sind, die nicht als vollständig instinktgebunden bezeichnet werden können. Selbst der Gebrauch von Gegenständen als Werkzeug, der von jedem einzelnen Wesen erlernt werden muss, ist eine Fähigkeit, über die nicht nur der Mensch verfügt. Die Feststellung, dass Intelligenz nicht ausschließlich dem Menschen vorbehalten ist, ist, wenn sie auch in den vergangenen Jahrzehnten durch zahlreiche Beobachtungen in der freien Wildbahn¹⁷ umfassender abgesichert wurde, keine grundsätzlich neue. Bereits Aristoteles war aufgefallen, dass es Tiere gibt, die über Vorstellungskraft verfügen. Ihre Vorstellungskraft sei jedoch im weit größeren Maße an ihr Wahrnehmungsvermögen gebunden, als dies beim Menschen der Fall ist. Diese Ungebundenheit und damit die Fähigkeit, ihr Handeln einem Entscheidungsprozess zu unterwerfen, fehle den Tieren. Ihnen sei es nicht möglich, »unter einer Mehrzahl von Vorstellungen Eine zu verwirklichen. Und dies ist der Grund, dass die Tiere auf einem Schlussverfahren beruhende Entscheidung nicht kennen, auf der der Entschluss beruht.« (1963a: 182). Plessner spricht in diesem Zusammenhang von instinktiv bedingtem Handeln. Es braucht »nicht notwendig ohne Begleitung des Bewusstseins zu verlaufen, der Instinkt tritt nicht an die Stelle des Bewusstseins, sondern er formt und trägt es.« (1928: 262) »Einsicht in Feldverhalte, Einblicke in eine bestimmte Struktur oder Situation des umgebendes Feldes« (ebd.: 276), sei Tieren nicht zu verwehren. Im Unterschied zu Pflanzen seien sogar alle Tiere zum Handeln in der Lage, weil sie zur »Korrigierbarkeit der Bewegungsreaktionen durch die individuelle Vergangenheit des Organismus« (ebd.: 279) in der Lage seien. Die Differenz zwischen Tier und Mensch sieht er in einen Bruch zwischen seinem leiblichen Agieren und seinem handelnden Körper angelegt (vgl. Honneth/Joas 1980: 75; weiteres siehe Abschnitt 5.4.).

In der Phantasie sind intelligente, handelnde Maschinen schon sehr lange präsent. Ihren Niederschlag hat diese Vorstellung in zahlreichen Werken der Science Fiktion Literatur und in entsprechenden Filmen gefunden. Diese Werke wiederum haben nicht unwesentlich zahlreiche Ingenieure und Techniker, die sich mit der Entwicklung neuer Maschinen be-

17 Die meisten früheren wissenschaftlichen Untersuchungen, wie die von Köhler an Schimpansen, fanden unter Laborbedingungen statt; siehe hierzu Plessner (1928): 267.

schäftigen, inspiriert.¹⁸ Seit einigen Jahren gibt es nicht mehr nur Maschinen, deren Funktionstüchtigkeit darauf beschränkt ist, zwischen zwei Zustände zu oszillieren – Leerlauf und berechneter Verlauf (Rammert/Schulz-Schaeffer 2002: 14) – und dabei zum Beispiel Kraft (Drehmoment) auf eine Welle zu übertragen. Vor allem in den letzten zwei Jahrzehnten konnten technische Systeme entwickelt werden, die selbstständig, also ohne weiteren Eingriff eines Menschen, die ihnen gestellte Aufgabe erfüllen und dabei unter verschiedenen Optionen auswählen können, beispielsweise, wie sie sich im Raum bewegen, um einen bestimmten Zweck zu erreichen. So will der amerikanische Rüstungskonzern Lockheed Martin eine Drohne entwickelt haben, die unabhängig von einem Operator innerhalb des Suchgebiets verschiedene gegnerische Waffensysteme und ihre Schwachpunkte erkennt und unter diesen Zielen das mit der höchsten Priorität attackiert. Da bei einem Einsatz innerhalb eines Suchgebietes gleich mehrere Drohnen gestartet werden, sollen diese Drohnen untereinander erstens ihre Flugbewegung selbstständig aufeinander abstimmen können, so dass sie sich gleichmäßig verteilen und innerhalb des Gebietes einen Schwarm bilden, und zweitens sollen sie in der Lage sein, ihre Ziele so untereinander abzustimmen, dass sie kein Ziel mehrfach attackieren.¹⁹ Solche Fähigkeiten von Maschinen, die ein Sich-auch-anders-entscheiden-können beinhalten, haben zu soziologischen Debatten über die Frage nach dem Verhältnis von Technik und Handeln geführt. Als exzeptionell und deshalb die Debatten anregend kann das Konzept von Bruno Latour bezeichnet werden, das er insbesondere in den 90er Jahren formuliert hat. Um technische Handlungsträgerschaft empirisch beobachtbar zu machen, wird in dem Konzept von einer Symmetrie zwischen menschlichen Akteuren und Nicht-Menschlichen ausgegangen, die gemeinsam als Aktanten in Handlungsprozessen miteinander interagieren. Jedes Artefakt und nicht nur Menschen können somit ›handeln‹. Der Vorteil einer solchen Betrachtung liegt darin, dass in das Blickfeld dieser Handlungstheorie rückt – weitaus stärker als dies gemeinhin geschehen kann – welche einen großen Anteil die ›Aktivitäten‹ von Artefakten beim Handeln haben. Dies gelingt nicht zuletzt, weil auf Seiten der Akteure nicht zwischen Handeln und Verhalten differenziert werden muss. Die Interaktion von Mensch-Artefakt kann unter dem Aspekt der

18 Die Entscheidung sein Leben dem Bau intelligenter Maschinen zu widmen, führt beispielsweise Rodney Brooks auf den SF-Film »2001: Odyssee im Weltraum« und auf die Figur des Computers Hal 9000 zurück (2002: 75).

19 Im November 2005 erklärte der Konzern in einer Presseerklärung die Flugtests als erfolgreich abgeschlossen (siehe http://www.lockheedmartin.com/news/press_releases/2005/LockheedMartinSuccessfullyFlightTes.html; Zugriff 1.9.07). Mit diesem Projekt ist die Erwartung verbunden, dass sich die einzelnen Maschinen relativ kostengünstig hergestellt lassen – der Projektname lautet deshalb auch Low Cost Autonomous Attack System (Locaas). Ungewöhnlicherweise werden die Maschinen als Munition eingestuft. Sie gehören bislang nicht zum Arsenal der US-Streitkräfte.

aufeinanderbezogenen Beiträge von gleichwertigen Aktanten zum Handlungsverlauf betrachtet werden. Die Stärke dieses Konzept macht aber zugleich auch seine Schwäche aus, weil erkennbare handlungsrelevante Differenzen zwischen Artefakten und Akteuren nicht gewichtet werden können. Die Bedeutung, die Motive und Emotionen für das Handeln haben, die Fähigkeit dem eigenen Tun Sinn zu geben und dadurch wiederum die Handlung zu verändern, bleiben in dem Konzept unberücksichtigt. Ohne für immer ausschließen zu wollen, dass es irgendwann einmal möglicherweise Artefakte gibt, die über solche Fähigkeiten verfügen, muss man feststellen, dass es bis heute keine derartige Maschinen gibt. Die Schwäche des Konzepts soll im Folgenden kurz anhand eines Beispiels illustriert werden, das Latour selber einführt und das im Rahmen dieser Arbeit von Interesse ist: Wie lässt sich das Handeln eines »Hybrid-Akteurs aus Waffe und Schütze« analysieren (1998: 35)? Aufgrund seines Postulats der Symmetrie der Aktanten sind das Gewehr und der Schütze gleichermaßen an der Durchführung einer Handlung, wie dem Töten beteiligt. Sicher richtig ist, dass ein Schütze ohne ein Gewehr nicht schießen kann. Es ist aber schlicht nicht sinnvoll zu behaupten, dass ein Gewehr oder die Kugel irgendeinen emotionalen Zustand annimmt, wenn das Geschoss »sein« Ziel verfehlt. Mit seiner auf den Schützen konzentrierten Überlegung nivelliert das Konzept, so stellt Lindemann fest, »vollständig die Unterschiedlichkeit des Beitrages, den das körperlich-leibliche Selbst und das technische Artefakt zum Erfolg der Handlung beisteuern. Im Sinne des verteilten Handelns könnte man maximal sagen, dass das Gewehr einen entfernungsüberbrückenden Mechanismus beisteuert. Es wählt nicht selbst das Ziel aus, sondern es limitiert allenfalls die Zielauswahl aufgrund technischer Grenzen, z. B. der Reichweite.« (Lindemann 2005: 132)

Dass die bestehenden Differenzen Menschen und Maschinen nicht durch einen auf Symmetrie angelegten Handlungsbegriff unbeachtet bleiben sollten, fordern inzwischen zahlreiche Debattenbeiträge, die, wenn auch aus verschiedenen Blickrichtungen, vor allem betonen, dass Maschinen nicht in der Lage sind, durch Sinngebungs- und durch Reflexionsprozesse Handlungsbedingungen zu erzeugen bzw. zu verändern (siehe hierzu den Sammelband von Rammert/Schulz-Schaeffer (2002)). Da aus handlungstheoretischer Sicht, so beispielsweise Rammert/Schulz-Schaeffer, nicht behauptet werden kann, dass Handlungsketten allein aus den Tätigkeiten sozialer Akteure entstehen, plädieren sie dafür, die Handlungsträgerschaft von Technik graduell, das heißt je nach ihren beobachtbaren Anteil, konzeptionell zu berücksichtigen. Auf Überlegungen aus diesem Theorierahmen wird in Abschnitt 8.2. zurückzukommen sein.

Jedes Individuum handelt, und die Fähigkeit zum Handeln ist auf das engste mit dem Potential, ein Subjekt zu sein, verbunden. Doch wie oben bereits angedeutet, wird ein Individuum nicht unmittelbar durch die Fähigkeit zum Handeln zu einem Subjekt. So gilt für Soldaten, dass ihnen dieser

Status nicht zuerkannt wird, obwohl man sagen kann, dass Soldaten handeln. Sie tun dies in einem umgangssprachlichen Sinne, der jedes Tun mit Handeln gleichsetzt. Ihr Tun ist absichtsvoll, unterliegt also bewussten Motiven. Fraglich ist allerdings, inwieweit ihre Handlungen (als Soldaten) als Ausdruck ihres Subjektseins gewertet werden können. Soldaten sind Angehörige einer Institution, die ihre Bewegungen, ihre Sprache, ihren gesamten Alltag in einem Ausmaß reglementiert, zu der es keine Parallele in der zivilen Arbeitswelt gibt. Soldatsein ist trotz aller im 20. Jahrhundert immer wieder konstatierten Tendenzen zur Zivilisierung des Soldatenberufs, die vor allem im Zuge der Technisierung des Krieges beobachtet wurden, nicht zum zivilen Beruf geworden.²⁰ Obwohl über die Stichhaltigkeit der Beschreibung Herders, der das Militär seiner Zeit als »eine gedanken-, kraft- willenslose Maschine« bezeichnete, »die ein Mann in seinem Haupte lenkt und die er nur als Pantin der Bewegung, als eine lebendige Mauer bezahlt, Kugeln zu werfen und Kugeln aufzufangen« (1774: 59f.; Pantin (frz.) bedeutet Hampelmann) diskutiert werden kann, werden bis heute Soldaten überwiegend als Objekte wahrgenommen. So stellte Seifert mit Blick auf die Militärsoziologie fest, dass die Soldaten letztendlich Befehle zu befolgen »und, so die tradierte Überzeugung, dabei als Subjekte nicht gesondert in Erscheinung zu treten haben.« (1996: 17) Wie die Beziehung zwischen Handeln und soldatischen Subjekten anders ausgeleuchtet werden kann, soll mit den nachfolgenden Ausführungen weitergeklärt werden.

Wie alle anderen sozialwissenschaftlichen Disziplinen hat auch die Soziologie im weiten Feld des menschlichen Tuns sich einen bestimmten Claim abgesteckt, den sie im Rahmen ihrer Handlungstheorie untersucht. Nicht Handeln in toto, sondern ausschließlich soziales Handeln ist der Gegenstand soziologischer Handlungstheorien. Grundlegend für das Verständnis sozialen Handelns ist hierbei Webers Definition:

»Handeln« soll [...] ein menschliches Verhalten (einerlei ob äußeres oder innerliches Tun, Unterlassen oder Dulden) heißen, wenn und insofern als der oder die Handelnden mit ihm einen subjektiven *Sinn* verbinden. »Soziales« Handeln aber soll ein solches Handeln heißen, welches seinem von dem oder den Handelnden gemeinten Sinn nach auf das Verhalten *anderer* bezogen wird und daran in seinem Ablauf orientiert ist.« (1922: 1)

20 So rechnete bereits Janowitz/Little mit einer »Verzivilisierung« des Militärs, also einer Angleichung der sozialen Organisation des Militärs an die umgebende Gesellschaft, um auf den »phantastischen technischen Wandel« (1965: 35) zu reagieren, doch könne dieser Prozess nie vollständig sein, weil dem die militärische Autoritätsstruktur als »Ausdruck der einzigartigen Ziele, nämlich Kampf und Vorbereitung zum Kampf« (ebd.) entgegenstehe. Siehe hierzu auch Heins/Warburg (2004: 49).

Im Verlauf der weiteren Erörterung grenzt Weber soziales Handeln vom Verhalten ab, das anderen sozialwissenschaftlichen Disziplinen, wie der Psychologie und der Ethnologie, überlassen bleibt. Gleichartiges Tun mehrerer Handelnder, als Beispiel führt Weber das gleichzeitige Aufspannen von Regenschirmen, wenn es anfängt zu regnen, an, soll außerhalb der Betrachtung bleiben. Ebenso wenig interessiert das Handeln Einzelner, wenn es aus dem Verhalten einer Masse resultiert. Wie ein Mensch in einer eng zusammengedrängten Menge reagiert, gehöre vielleicht zur Psychologie der Masse im Sinne Le Bons, aber nicht zur Soziologie. (Ebd.: 11) Von konstitutivem Interesse für die Soziologie als Soziologie ist demgegenüber soziales Handeln, also ein Handeln, das ein in einem »mehr oder minder unbemerkt ›gehabten‹ oder ›gemeinten‹ (subjektiven) Sinn spezifiziertes Sichverhalten zu ›Objekten‹« (1913: 99) meint. Am Rande sei in diesem Zusammenhang notiert, dass Webers Illustrationen sozialen Handelns die Interpretation nahe legen, dass der Handelnde wenig Gutes von diesen ›Objekten‹ zu erwarten hat. So heißt es: »Soziales Handeln [...] kann orientiert werden am vergangenen, gegenwärtigen oder für künftig erwarteten Verhalten anderer (Rache für frühere Angriffe, Abwehr gegenwärtigen Angriffs, Verteidigungsmaßregeln gegen künftige Angriffe).« (1922: 11) Er unterscheidet vier Typen, die »jedes Handeln« also »auch das soziale Handeln« bestimmen.

»1. *zweckrational*: durch Erwartungen des Verhaltens von Gegenständen der Außenwelt und von anderen Menschen und unter Benutzung dieser Erwartung als ›Bedingung‹ oder als ›Mittel‹ für rational, als Erfolg, erstrebte und abgewogene Zwecke, – 2. *wertrational*: durch bewussten Glauben an den ethischen, ästhetischen, religiösen oder wie immer sonst zu deutenden – unbedingten *Eigenwert* eines bestimmten Sichverhaltens rein als solchen und unabhängig vom Erfolg, – 3. *affektuell*, insbesondere *emotional*: durch aktuelle Affekte und Gefühlslagen, – 4. *traditional*: durch eingelebte Gewohnheit.« (Ebd.: 12)²¹

21 In der Soziologie werden die Emotionen höchst unterschiedlich definiert und gegenüber weiteren Begriffen wie Gefühle oder Empfindungen abgegrenzt (vgl. Neckel 2006: 127f.). In der Psychologie wird eher von Affekten als von Emotionen gesprochen und auch hier gilt, dass die Begriffe unterschiedlich konzipiert werden. Eine wissenschaftlich befriedigende Definition und Theorie der Affekte gilt als bislang nicht gefunden (vgl. Mertens/Waldvogel 2000). Vor diesem Hintergrund wird folgende Unterscheidung vorgenommen: Die Begriffe Affekt und Emotion werden bezüglich des Ausmaßes in dem sie willentlich moderiert können, unterschieden. Affekte treten im Verhältnis zu Emotionen impulsiver auf, werden eindeutiger von physiologischen Veränderungen begleitet und entziehen sich eher der willentlichen Kontrolle des Individuums. Beobachtungen der Säuglingsforschung sprechen dafür, dass die Differenz zwischen Affekt und Emotion auf anthropologische Gegebenheiten verweist. So wurden bei Säuglingen, die nicht älter als ein halbes Lebensjahr waren, mindestens sieben verschiedene Gesichtsausdrucksmuster festgestellt denen sich entsprechende Affekte (Interesse, Überraschung, Ekel, Freude, Ärger, Traurigkeit und Furcht) zuordnen ließen.

Trotz dieser Differenzierung, trotz des ausdrücklichen Hinweises, dass insbesondere soziales Handeln selten »nur in der einen oder der anderen Art orientiert ist« und obwohl Weber nicht den Anspruch postuliert, er habe eine »erschöpfende Klassifikation« (ebd.: 13) vorgenommen, ist kaum zu übersehen, welche überragende Bedeutung Weber dem zweckrationalen Handeln einräumt. Nur wer zweckrational handelt, wer also sein Handeln »nach Zweck, Mitteln und Nebenfolgen orientiert, und dabei sowohl die Mittel gegen die Zwecke, wie die Zwecke gegen die Nebenfolgen, wie endlich auch die verschiedenen möglichen Zwecke gegeneinander rational *abwägt*« (ebd.), der kontrolliert umfassend die Handlungselemente Zweck, Mittel und Folge. Alle anderen Handlungstypen werden dem gegenüber als defizitär kategorisiert (siehe hierzu auch Joas, 1996: 63) Sofern Individuen nicht nur subjektiv beanspruchen, zweckrational zu handeln, es ihnen folglich gelingt, ihr Handeln auch »am objektiv Gültigen« (1913: 103) auszurichten, können sie ihr Leben rational gestalten und lassen sie sich im umfassenden Sinn als Subjekte bezeichnen.²²

Mit seiner Einstufung der Rationalität als *dem* Kriterium für Handeln steht Weber nicht alleine. Die Tendenz, zumal kompetentes soziales Han-

Diese Gesichtsausdrucksmuster sind in unterschiedlichen Kulturen gleich und sie müssen nicht erlernt werden (vgl. Dornes 2000: 21). In der Literatur werden diese so genannten Primäraffekte oder auch it-emotions von später auftretenden selbstreflexiv me-emotions unterschieden, die für eine innere psychische Struktur des Individuums notwendig sind (vgl. Krause 1990). Gemeint sind Gefühlszustände wie Scham, Schuld, Neid, Empathie, Peinlichkeit und Stolz. Sie sind stark mit dem Erwerb der Sprache und der Symbolisierungsfähigkeit des Individuums verknüpft.

Die Begriffe Emotion und Gefühl werden, Neckels Vorschlag folgend (2006: 128), als semantische Äquivalente verwendet. Hunger, Durst und Schmerz werden dagegen bevorzugt als Empfindung bezeichnet, um den Aspekt des leiblichen Sich-selber-spüren mehr Rechnung zu tragen.

- 22 Um Missverständnissen vorzubeugen, sei mit Weber darauf hingewiesen, dass »nicht jedes ›richtigkeitsrational‹ ablaufende Handeln subjektiv-zweckrational bedingt« sein muss (1913: 106). Ganz sicher war Weber nicht der Meinung, dass in modernen Gesellschaften die Individuen zunehmend zu einem solchen Handeln fähig sind. »Der Fortschritt der gesellschaftlichen Differenzierung und Rationalisierung bedeutet [...] normalerweise, ein im ganzen immer weiteres Distanzieren der durch die rationalen Techniken und Ordnungen praktisch Betroffenen von deren rationalen Basis. Die ihnen im ganzen, verborgener zu sein pflegt wie dem ›Wilden‹ der Sinn der magischen Prozeduren seines Zaubers.« Deshalb verschmälert sich sogar eher die Basis für zweckrationales Handeln: »Der ›Wilde‹ weiß von den ökonomischen und sozialen Bedingungen seiner eigenen Existenz unendlich viel mehr als der im üblichen Sinn ›Zivilisierte‹.« (Ebd.: 149f.) Letzterer unterscheidet sich vom ›Wilden‹ in seinem Glauben, sein Alltagsleben rational begreifen zu können und durch seine Zuversicht, dass sie nach bekannten Regeln (=rational) beeinflusst werden könnte. Tatsächlich stehe aber das Individuum den Bewegungskräften der Rationalisierung und Bürokratisierung »normalerweise« ohnmächtig gegenüber.

deln mit (zweck-)rationalem Handeln zu identifizieren, ist bis tief in das 19. Jahrhundert den meisten Versuchen, menschliches Handeln zu konzeptualisieren, eigen. Ihr ist zugleich insbesondere eine Abwertung affektiver Handlungsmotive eingeschrieben. Bereits bei Hobbes, der von Fetscher als quasi erster moderner Utilitarist eingestuft wird (1984: XX), fällt auf, dass Affekte als Gefahr für das Primat der Rationalität angesehen werden – deshalb sind Männer, die unmittelbar von ihren Affekten geleitet werden, nach Hobbes »grundsätzlich auf äußere Hilfe angewiesen [...], wie Frauen und Kinder« (Hobbes 1651: 45). Rationalität entsteht bei Hobbes erst, wenn es dem Individuum gelingt, sich von seinen Leidenschaften soweit zu distanzieren, dass ein Freiraum für das Denken entsteht. »Gedanken sind gleichsam die Kundschafter und Spione der Wünsche, die das Gelände erkunden und den Weg zu den gewünschten Dingen finden sollen [...].« (ebd.: 56) Gleichwohl sieht Hobbes sowohl ein unmittelbar von den Leidenschaften motiviertes Handeln, wie auch ein Handeln, in das rationale Abwägungen eingeflossen sind, als permanente Gefahrenquelle für die soziale Ordnung an, weil das Individuum bei seinem Streben nach einem angenehmen Leben im Konflikt mit anderen Individuen geraten müsse. Gerade weil die Menschen von Natur aus weitgehend mit den gleichen körperlichen und geistigen Fähigkeiten ausgestattet seien, entstehe die Hoffnung, den gleichen Gegenstand besitzen zu können wie ein anderer Mensch. »Und wenn daher zwei Menschen nach demselben Gegenstand streben, den sie jedoch nicht zusammen genießen können, so werden sie Feinde und sind in Verfolgung ihrer Absicht, die grundsätzlich Selbsterhaltung und bisweilen nur Genuss ist, bestrebt, sich gegenseitig zu vernichten oder zu unterwerfen.« (Ebd.: 95) Nur das Abwägen zwischen verschiedenen Leidenschaften ermögliche deshalb eine stabile soziale Ordnung. Um die drei hauptsächlichen Konfliktursachen Konkurrenz, Misstrauen und Ruhmsucht (ebd.) in die Schranken zu weisen, müsse es der Staat verstehen, die Leidenschaften »Todesfurcht, das Verlangen nach Dingen, die zu einem angenehmen Leben notwendig sind und die Hoffnung, sie durch Fleiß erlangen zu können« (ebd.: 98) zu stärken, um die Menschen friedfertig zu machen.

Angefangen von der »frühen politischen Ökonomie und der Moralphilosophie des Utilitarismus« (Joas 2000: 275) gilt im Rahmen eines Denkens, das auf diese oder ähnliche Weise Handlungen konzeptualisiert, nur dann ein Individuum als ein Subjekt, wenn es ihm gelingt, sich von seinen tendenziell widerstreitenden Leidenschaften zu distanzieren, wenn nur das Motiv handlungsbestimmend wird, das eine Mehrung subjektiven oder objektiven Nutzen verspricht; ein Individuum also, das in einer gegebenen Situation die optimalen Handlungen zur Umsetzung seines verfolgten Zweckes auswählt. Dieser gesamte Entscheidungsprozess muss im Idealfall vor dem Vollzug der Handlung abgeschlossen werden, damit von einem rationalen Handeln gesprochen werden kann.

Aufgrund einer derartigen Konzeptualisierung des Handelns von Subjekten leuchtet es ein, das Handeln von Soldaten nur in einem äußerst eingeschränkten Sinne, wenn überhaupt, als Handeln von Subjekten zu erachten. Individuelles Handeln von Soldaten gilt als befehlsgebunden. Soldatisches Handeln kann deshalb im besten Fall nur als Umsetzung einer Rationalität interpretiert werden, deren Bestimmungen außerhalb ihrer selbst liegt, konkret bei ihren Vorgesetzten. Anders ausgedrückt: Soldaten sollen die Vollstrecker eines anderen Willens sein. Handeln sie freiwillig, ist dies zwar umso besser, doch im Grunde sollen sie auch dann die erteilten Befehle ausführen, wenn sie ihnen widerstreben. Wie gravierend das individuelle zweck-rationale Handeln mit dem eines Vorgesetzten in Konflikt geraten kann, ist besonders in Kampfsituationen deutlich. Vorgesetzte müssen den Tod ihrer Untergebenen billigend in Kauf nehmen, um ihre Ziele zu erreichen. Im Sinne einer zweck-rationalen Operationalisierung ihres Handelns fällt es schwer sich vorzustellen, dass das Risiko schwer verletzt oder gar getötet zu werden, in einem nur halbwegs rationalen Verhältnis zu einem subjektiven oder objektiven Nutzen für das Individuum stehen kann. Selbst wenn man annimmt, dass es Formen sozialer Anerkennung gibt, die den Verlust der eigenen körperlichen Versehrtheit und des eigenen Lebens aufwiegen können, dürfte es einem Soldaten schwer fallen einzuschätzen, welche Bewertung sein Handeln im und nach dem Krieg erfahren wird. Schließlich kann ein Soldat kaum überblicken, welche Bedeutung sein Handeln für den Verlauf des Krieges haben wird, ob er also sein Leben riskiert, um beispielsweise einen kurzfristigen taktischen Vorteil auf dem Schlachtfeld zu erringen, der für den Verlauf des Krieges völlig bedeutungslos ist und an dem sich später niemand mehr erinnern wird, oder ob er eine kriegsentscheidende Handlung vollziehen soll, die zumindest potentiell die Chance enthält, als so genannte Heldentat bezeichnet zu werden. Vor diesem Hintergrund ist es a priori naheliegend zu vermuten, dass das Motiv der Soldaten, sich einem fremden Willen zu unterwerfen, weniger ihrer eigenen Ratio entspringt, als vielmehr sich von Motiven herleiten lässt, die gleich in mehrfacher Beziehung im Hinblick auf das Kriterium Zweckrationalität defizitär sind. Diese Vermutung lässt sich leicht bestätigen: Wenn Soldaten befragt werden, aufgrund welcher Motive sie sich freiwillig zum Dienst als Soldat verpflichtet haben, werden regelmäßig Antworten erhoben, die sich unter Webers Bestimmungen Wertrationalität, Affekte und Tradition einordnen lassen.²³ Selbst die Rational-Choice-Theorie, die den Begriff der Rationalität strikt auf ein Abwägen zwischen Kosten und Nutzen beschränkt und davon ausgeht,

23 Für das professionelle Selbstverständnis von Soldaten kommen »in Janowitz' Vorstellung Expertentum und Korpsgeist sowie Verantwortungsbewusstsein, was militärisches Handeln« betrifft (Seifert 1996: 108), eine zentrale Bedeutung zu. Weitere Stichworte, die in diesem Zusammenhang fallen, sind Vorstellungen von »Kameradschaft«, »Tapferkeit« und »Heldentum«.

dass sich ein Individuum für die Handlungsmöglichkeit entscheidet, welche die günstigste Kosten-Nutzen-Bilanz beinhaltet, hat Schwierigkeiten zu erklären, weshalb Individuen sich dem Risiko aussetzen, verletzt und getötet zu werden. Während noch die Entscheidung eines Individuums für den Dienst als Soldat sich im Rahmen der Rational-Choice-Theorie durch selektive Anreize erklärt lässt, die von der besonderen sozialen Anerkennung des Soldatseins bis hin zum sicheren Arbeitsplatz reicht, legt die Theorie für die Beteiligung an gefährlichen Einsätzen nahe, dass die Kosten-Nutzen-Bilanz für den einzelnen Soldaten negativ ausfallen kann (siehe Braun 1985: 121f.; Biehl/Hagen/Mackewitsch 2000: 257). Im Kampf selber mag sich zwar ein Soldat der Situation entsprechend nach zweckrationalen Kriterien für bestimmte Bewegungen entscheiden, doch angesichts der Gefahren und der damit auftretenden Emotionen, wird selbst diese Rationalität grundsätzlich als brüchig eingeschätzt. Brüchig nicht zuletzt deshalb, weil Soldaten während ihres (Kampf-)Einsatzes von Seiten der Organisation verwehrt wird, aus ihrem Abwägen der Kosten und Nutzen die postulierten rationalen Konsequenzen zu ziehen. Als rationale Akteure müssten sie aufhören, Soldaten zu sein.

Während bis heute in den meisten ökonomischen Theorien Handeln nach dem Modell *homo oeconomicus* konzipiert wird, wonach es dem rationalen Kalkül individueller Nutzenmaximierung unterliegt, bilden in der Soziologie diese Modelle lediglich einen Pol der vorherrschenden Handlungsmodelle. Ihnen stehen Theorien gegenüber, die von der Normativität des Handelns ausgehen. Sie beanspruchen, gegenüber den an der Ratio orientierten Handlungsmodellen eine originäre soziologische Interpretation menschlichen Handels. Grundlage ihrer Überlegungen ist nicht die Annahme eines in der Tendenz von sozialen Bezügen losgelösten Individuums, sondern die Hypothese, dass sich individuelles Handeln innerhalb eines von den Individuen geteilten, also eines sozialen Bezugsrahmens, den Normen, vollzieht. Normative Handlungsmodelle haben damit in weitaus geringerem Maße wie die oben beschriebenen an Zweckrationalität orientierten Handlungsmodelle das Problem zu erklären, wie sich Individuen sinnvoll aufeinander beziehen können, ohne, wie bei Hobbes gezeigt, übereinander herzufallen, wenn sie nicht von einem Dritten, bei Hobbes ist das der Staat, daran gehindert werden. Verfolgen die Individuen bei Hobbes lediglich im optimalen Fall zweckrationale Kalküle und ist die soziale Vermittlung ihrer Kalküle zumindest als unsicher zu bezeichnen, gehen normative Handlungsmodelle grundsätzlich davon aus, dass die Individuen durch den Prozess der Verinnerlichung von Normen in eine Gesellschaft integriert werden. Das Individuum, das versucht, sein Handeln nach zweckrationalen Kriterien zu bestimmen, verfolgt demnach nur eine mögliche normative Handlungsorientierung, die für eine bestimmte soziale Ordnung wichtig sein mag, der per se aber keine universelle Bedeutung zukommt.

Das Militär wird im Rahmen normativer Handlungstheorien als ein soziales System interpretiert, in dem gegenüber der übrigen Gesellschaft andere Normen gelten. So bildet das Militär nach Janowitz, der als ein Nestor der Militärsoziologie gilt, »einen Männerbund, welcher informell in größerem Maße Ausschweifungen im Verhalten duldet als die gemischte zivile Gesellschaft.« (Janowitz/Little 1965: 75) Die Aufgabe des Militärs, die z.B. als die Produktion von äußerer Sicherheit gefasst werden kann, bedingt, dass hier Normen wie Tapferkeit und Heldentum als Statussysteme gelten müssen, die in der übrigen Gesellschaft auf Ablehnung stoßen würden, sollte man versuchen, sie auch hier einzufordern. Die Besonderheiten des Militärs werden als Erfordernisse interpretiert, die unmittelbar aus seiner Aufgabe resultieren – ohne die Anerkennung als Held würden die Soldaten weniger geneigt sein, besondere Gefahren auf sich zu nehmen – und dem Zusammenhalt des Sozialverbandes, der selbst unter extremen Belastungen nicht zerbrechen darf. Für letzteres lautet das zentrale Stichwort soziale Kohäsion. Es wird davon ausgegangen, dass Mannschaften wie Offiziere im Idealfall so enge soziale Beziehungen untereinander unterhalten, wie sie außerhalb des Militärs nur innerhalb einer Familie oder z.B. in Peergroups zu finden sind (siehe hierzu ausführlich in Kapitel 8.1.). Damit die Sozialbeziehungen im Militär diese Qualität annehmen können, muss sich die Normenwelt des Militärs von der umgebenden Gesellschaft unterscheiden, was in zahlreichen Staaten noch dadurch abgesichert wird, dass Militärangehörige einer besonderen Gerichtsbarkeit unterstehen. Die ersten Ausbildungsziele, die alle neuen Angehörigen während ihrer ersten Ausbildungsphase durchlaufen müssen, dienen dem Ziel, die Rekruten »normempfindlich« (Treiber 1973: 72f.) zu machen. Ihnen wird beigebracht, zu gehorchen und wie sie sich in den Verband integrieren können. Um die Prägekraft der militärischen Normenwelt zu erhöhen, werden deshalb vor allem in der ersten Ausbildungsphase die Kontakte der Rekruten zu ihrem vorherigen zivilen Umfeld erschwert.

Normorientierte Handlungsmodelle formulieren Aussagen, wie Individuen handeln müssen, um Soldaten zu sein. Soldatisches Handeln heißt, einer bestimmten Norm entsprechend zu handeln. Derart gerüstet, lässt sich untersuchen, inwieweit Rekrutierung, Ausbildung, Statussystem, die Formierung der Einheiten etc. geeignet sind, die Kampfkraft der Soldaten zu erhöhen und welche Bedingungen möglicherweise dazu führen, sie zu senken. Es lässt sich unter anderem untersuchen, ob und welche Spannung zwischen Militärangehörigen und Zivilisten bestehen, welche Bedingungen für eine Reintegration von Wehrpflichtigen und Berufssoldaten in das Zivilleben erfüllt sein müssen und inwieweit sich Soldaten in einem Rollenkonflikt befinden, z.B. weil für sie in ihrer Berufsrolle als Soldat das für alle geltende Tötungsverbot im Krieg aufgehoben ist und gleichzeitig für sie, in ihrer Rolle als Zivilist, weiterhin gilt.

Solche normativ geleiteten Fragestellungen an das Handeln von Soldaten prägen die empirische Sozialforschung der Militärsoziologie. Wie oben bereits ausgeführt, werden sie hier eher selten als Subjekte betrachtet. Das ist, wie ein Blick auf die Fragestellungen zeigt, auch konsequent. Soldaten treten in den Fragestellungen nicht als ›Zweck an sich selber‹ (Kant) auf, sondern werden als Mittel zum möglichst effizienten Einsatz von Gewalt betrachtet. Das Handeln der Soldaten wird, ebenso wie die Normenwelt des Militärs, beschrieben und typisiert, um zu klären, inwieweit es dem Zweck dienlich ist, Krieg führen zu können und damit ein effektives Machtinstrument des Staates zu sein. An das soldatistische Handeln werden also Erwartungen formuliert, wie ein guter Soldat handelt. Im Mittelpunkt der Fragestellungen steht, welche Bedingungen die Institution schaffen muss, um dieses bestimmte Handeln zu fördern. Die einzelnen Soldaten haben die ihnen zugewiesenen Rollen auszufüllen, sei es als Fahrer, sei es als MG-Schütze oder als Pilot. Als Subjekte treten die Individuen im Rahmen derartiger Untersuchungen nicht auf. Die Individuen werden vielmehr als Träger von Normen- bzw. Wertorientierungen erachtet, die sie im Laufe ihres Lebens verinnerlicht haben und die sich in ihrem Handeln ausdrücken. Unklar bleibt dabei in aller Regel, wie diese handlungsorientierenden Werte entstanden sind und das bedeutet, ob bzw. welchen Anteil die Individuen an ihrer Entstehung und ihrer Veränderung haben.

Vollzieht sich die Bewertung von Handlungen im Rahmen zweckrationaler Handlungsmodelle auf der Achse rational-irrational, so gehen normative Handlungsmodelle von der Skala rollenkonformem und abweichendem Verhalten aus bzw. noch allgemeiner gesagt, sie untersuchen, ob das individuelle Handeln der Normenwelt der sozialen Ordnung entspricht oder ihr widerspricht bzw. sie gefährdet. Wenn auch indirekt bewerten deshalb auch normative Handlungsmodelle individuelles Handeln als rational bzw. irrational. Bezogen auf zahlreiche militärsoziologische Untersuchungen galten in der Regel die Erwartungen, die an die Individuen gestellt wurden, als angemessen und das heißt rational für die Erfüllung der Zwecke des Militärs. Abweichendes Verhalten der Individuen galt demgegenüber zumindest der Tendenz nach als pathologisch (siehe hierzu auch Bröckling 1997: 314f.).

Diese Bewertung soldatischen Handelns lässt sich umkehren, was auch besonders im Zuge politischer Bewertungen geschieht. Abweichendes Verhalten wird dann zu einem rationalen, moralisch positiv bewerteten Handeln eines Individuums, das sich gegen die einschränkenden militärischen Normen, gegen Verhaltenszumutungen, wehrt und durch sein widersetzliches Handeln zum Subjekt wird. Der Preis für diese normative Bewertung nonkonformen Handelns besteht in einer Eindimensionalität der Betrachtung. Subjekte zeichnen sich demnach durch unangepasstes, dissidentes Handeln aus. Alle Individuen, die befehlskonform handeln,

werden der Tendenz nach nur als manipulierte Wesen wahrgenommen, deren eigener Anteil an ihrem Handeln systematisch unausgeleuchtet bleibt.

Einen Ausweg aus diesen dichotomen Betrachtungsweisen soldatischen Handelns können Überlegungen zur Kreativität des Handelns bieten. Im Folgenden soll gezeigt werden, wie mit ihnen soldatisches Handeln im Krieg, befehlskonforme Handlungen ebenso wie Handlungen, die den erteilten Befehlen widersprechen, als das Handeln von Subjekten aufgefasst werden können.

Grundlegend für das Vermögen zur Kreativität ist die menschliche Vorstellungskraft. Diese wiederum ist mit Popitz als eine von drei menschlichen Erkenntniskräften zu bezeichnen, deren Zusammenspiel das menschliche Erkenntnisvermögen strukturiert. Ihr kommt zwischen der Wahrnehmung, also der Vielfalt sensorischer Empfindungen und dem Denken eine vermittelnde Funktion zu (Popitz 2000: 84f.). In der Vorstellung bildet sich nicht einfach das zuvor Wahrgenommene ab, vielmehr beruht ihre vermittelnde Funktion darauf, dass sie unter der Mannigfaltigkeit der sensorischen Eindrücke »Bilder der Gegenstände« konstruieren kann (ebd.: 200). Von entscheidender Bedeutung für die Fähigkeit zur Kreativität ist ihre Eigenständigkeit gegenüber dem Wahrgenommenen. In der Vorstellung kann nicht nur Abwesendes präsent gehalten werden, sie kann sich auch nie Wahrgenommenes, also (Noch-)Nicht-Existentes, einbilden. Nur so ist es auch möglich, dass wir uns beispielsweise laufende und mit Menschen sprechende Bäume vorstellen können.²⁴ Doch die Vorstellungskraft erlaubt es dem Menschen, nicht nur anthropomorph seine spezifische Weltsicht auf die Welt zu übertragen. Sie befähigt ihn auch, »das Seiende außerhalb seiner selbst als ein Anderssein, als eigenartiges So-Sein zu erfassen.« (Ebd.: 99). Popitz spricht in diesem Zusammenhang von »Allozentrik«, die ihn befähigt, »das Anderssein, die Alterität, ›the otherness‹ des Außer-ihm-Seienden zu ergründen« und die ihn befähigt, »nicht im Gegebenen unterzugehen und die Welt im Licht des Anders-Möglichen zu sehen. Die Kategorie des Andersseins macht ihn kreativ.« (Popitz 2000: 100).

Im Rahmen einer Rezeption der Theoriegeschichte legt Joas die wohl derzeit umfangreichste Begründung vor, wie die Kreativität als Handeln zu

24 Wie weit die Eigenständigkeit der Vorstellungskraft geht, ist höchst umstritten. Sicher ist, dass sie wie das Denken nicht von diskursiven Praxen unbefruchtet bleibt, die ihre Geschichte haben und die eingebettet sind in eine bestimmte Sozialität. Und bei aller Eigenständigkeit der Vorstellungskraft gegenüber der Wahrnehmung, setzen diese Diskurse der Freiheit des Konstruierten Grenzen. Das gilt selbst dort, wo nicht das objektiv Gegebene erkannt, sondern eine von ihm unterschiedene Welt phantasiert werden soll. So wird denn auch von Popitz angemerkt: »Das Ordnungsinteresse von Gesellschaften wird immer zum Versuch führen, Vorstellungsinhalte zu steuern. Vorstellungskontrolle ist ein wesentlicher Baustein sozialer Kontrolle.« (2000: 89)

reflektieren ist. Er verfolgt mit seinen Ausführungen zwei zu unterscheidende Ziele. Zum einen sei neben den vorherrschenden Handlungsmodellen des rationalen und normativ orientierten Handelns ein drittes Modell zur Untersuchung menschlichen Handelns zu berücksichtigen, das sich dem kreativen Charakter des Handelns zuwendet. Dieses Anliegen verbindet er mit dem weitergehenden Anspruch, dass dieses Modell zugleich die beiden anderen Modelle überwölbe: »Es geht mir nicht nur darum, auf einen weiteren, bisher vernachlässigten Handlungstypus zu verweisen, sondern für alles menschliche Handeln eine kreative Dimension zu behaupten, die in den theoretischen Modellen des rationalen und des normativ orientierten Handelns nur unzulänglich zum Ausdruck kommt.« (Joas 1996: 15) Er begründet diesen weitergehenden Anspruch mit der Kritik, dass sowohl rationale wie normativ orientierte Handlungsmodelle von ›rationalen‹ Handlungen ausgingen. Gegen diesen Ausgangspunkt der Modelle spreche, dass sie auf nicht selbstverständliche Weise Einzelhandlungen gegenüber ihrem Kontext isolierten. »Kontext hat dabei die doppelte Bedeutung, dass zum einen jede Handlung in einer Situation stattfindet und zum anderen einen Handelnden voraussetzt, der nicht nur diese eine Handlung hervorbringt. Schon in der Wahl des Ausgangspunktes könnte also eine theoretisch problematische Ablösung des Handelns von situativen und von biographischen Zusammenhängen angelegt sei.« (Ebd.: 214) Schwerer wiege aber eine weitere Folge dieser Konstruktion: »Jede Handlungstheorie, die hier einsetzt, produziert ein Gegenbild des Nicht-Rationalen. Sie wirft über die phänomenale Vielfalt des Handelns zugleich ein wertendes Raster. Dies gilt unabhängig von der Bestimmung des Rationalitätsbegriffs in der jeweiligen Handlungstheorie.« (Ebd.) Rationalmodelle, worunter Joas alle Handlungsmodelle zusammenfasst, die »Rationalität enger oder weiter, utilitaristisch oder normativistisch fassen« (ebd.: 216), unterstellen »den Handelnden erstens als fähig zum zielgerichteten Handeln, zweitens als seinen Körper beherrschend, drittens als autonom gegenüber seinen Mitmenschen und seiner Umwelt. Eine geringe Konzentration des Handelnden auf zielgerichtetes Handeln, ein Verlust oder ein niedriger Grad an Körperbeherrschung, ein Verlust oder Verzicht auf die Autonomie des Individuums lassen aus dieser Perspektive den Handelnden als weniger rationalen oder nichtrationalen Akteur erscheinen und verringern die Wahrscheinlichkeit, dass seine Handlungen als rational klassifiziert werden dürften.« (Ebd.: 217) Zwar wissen die Vertreter dieser Konzeptionen, dass die Voraussetzungen ihrer Modelle »sehr häufig nicht gegeben sind; sie sind aber gezwungen, die eingeschränkte Gültigkeit solcher Voraussetzungen als Defizite nicht ihrer Theorie, sondern den Handelnden selbst zuzuschreiben.« (Ebd.)

Wenngleich verhalten in einer Fußnote vorgetragen (Joas 1996: 216), trifft diese Kritik, auch handlungstheoretische Modelle, die an Schütz anknüpfen, also zum Beispiel Luckmann, und in ihrer Konstitutionsanalyse

der Handlung vom Bewusstsein ausgehen.²⁵ Demgegenüber macht Joas eine pragmatische Aufklärung des Handelns stark, also eine, die im Handeln selber Gründe für das Handeln eingeschrieben sieht. Einsetzend mit Deweys Kritik an einer Deutung des Handelns (ebd.: 226f.), die Handeln als Mittel zur Verfolgung von Zwecken interpretiert, tritt Joas für eine nichtteleologische Interpretation des Handelns ein. Dem Zweck-Mittel-Schema, das den Zweck außerhalb des Handlungsprozesses fixiert, billigt Joas nur eine begrenzte Anwendbarkeit zu. Es könne »weder routiniertes noch sinnerfülltes, weder kreatives noch existenziell reflektiertes Handeln« (ebd.: 230) denken. Um den Zweck des Handelns nicht vom Handeln selber abzuspalten, um zu vermeiden, dass »Intentionen, Motive, Werte [...] als Bestandteile einer Innenwelt [erscheinen], die nur durch einen eigenen Akt des Entschlusses auf die Außenwelt einwirken können« (ebd.: 232), gelte es, »die Intentionalität nicht länger als unkörperliches, rein geistiges Vermögen aufzufassen.« Wahrnehmung und Erkenntnis seien

»als Phasen des Handelns aufzufassen, durch welche das Handeln in seinen situativen Kontexten geleitet und umgeleitet wird. Die Setzung von Zwecken geschieht [...] nicht in einem geistigen Akt vor der eigentlichen Handlung, sondern ist Resultat einer Reflexion auf die in unserem Handeln immer schon wirksamen, vor-reflexiven Strebungen und Gerichtetheiten. In diesem Akt der Reflexion werden solche Strebungen thematisch, die normalerweise ohne unsere bewusste Aufmerksamkeit am Werke sind. Wo aber ist der Ort dieser Strebungen? Ihr Ort ist unser Körper: seine Fertigkeiten, Gewohnheiten und Weisen des Bezugs auf die Umwelt stellen den Hintergrund aller bewussten Zwecksetzungen, unserer Intentionalität dar. Die Intentionalität selbst besteht dann in einer selbstreflexiven Steuerung unseres laufenden Verhaltens.« (Ebd.: 232)

Durch die Betonung der Körperlichkeit des Handelns erfährt die jeweilige Situation, in denen das Handeln stattfindet, eine grundlegend andere Bewertung. Im Unterschied zu teleologischen Denkweisen, in denen die Bestandteile der Situation nur Bedingungen und Mittel für das zweckgerichtete Handeln lieferten, komme dem Situationsbezug des Handelns eine konstitutive Bedeutung zu. »Um handeln zu können, muss der Handelnde ein Urteil über den Charakter der Situation fällen. Jede Handlungsgewohnheit und jede Handlungsregel enthält Annahmen über den Typus von Situationen, in denen es angemessen ist, nach dieser Gewohnheit oder Regel zu verfahren. Unsere Wahrnehmung von Situationen beinhaltet im Regelfall bereits unser Urteil über die Angemessenheit der Handlungsweisen. So erklärt es sich, dass Situationen nicht nur das neutrale Betätigungsfeld für außersituativ konzipierte Intentionen sind, sondern

25 Bei Luckmann geht jedem Handeln ein mehr oder minder bewusster Entwurf und Entschluss voraus (siehe Luckmann 1992: 49f.). Im Entwurf ist die »Maximierung der Effizienz der Zielerreichung« (Joas 1996: 214) für das Handeln konstitutiv.

schon in unserer Wahrnehmung bestimmte Handlungen hervorzurufen, zu provozieren scheinen.« (Ebd.: 235) Jedoch komme der Situation nicht ausschließlich eine konstitutive Bedeutung zu, weil es dann keine Intentionalität des Handelns mehr geben könne. Um die Intentionalität des Handelns zu wahren, dürften deshalb Zwecke und Motive des Handelnden nicht als völlig bedeutungslos für das Handeln konzipiert werden und seien als verschränkt mit vorreflexiven Situationsbezügen, das heißt wiederum mit den noch so vagen Zieldispositionen, die sich aus den Bedürfnissen des personalen Körpers ergeben, zu denken. Der Körper bzw. der Leib des Individuums ist konstitutiv an den Situationen beteiligt.

»Handeln setzt dann nicht notwendig Planung voraus, und selbst wenn Pläne vorliegen, ist der konkrete Handlungsablauf von Situation zu Situation konstruktiv zu erzeugen und offen für kontinuierliche Revision. Pläne stellen uns zwar in Situationen hinein, enthalten aber noch keine erschöpfende Antwort auf die Herausforderungen dieser Situationen. [...] nie ist der Plan das einzige Orientierungsmittel unseres Handelns. [...] Wenn Intentionalität also als selbstreflexive Bewusstwerdung und Beurteilung vorreflexiver Quasi-Intentionen in konkreten Situationen zu denken ist, dann sind Motive und Pläne als Produkte solcher Reflexion aufzufassen und nicht als die real wirkenden Ursachen des Handelns.« (Ebd.: 237)

Durch diese handlungstheoretischen Überlegungen wird die Nützlichkeit rationaler Handlungsmodelle zur Analyse von sozialen Phänomenen nicht in Frage gestellt (siehe Joas 1996: 217). Vielmehr verdeutlichen sie, dass zweckrationales wie normorientiertes Handeln auf kreative Leistungen angewiesen ist. Die Mittel zur Verfolgung eines Zweckes und die Normen müssen erst gefunden, wenn nicht gar erfunden werden. Und sie müssen, zumindest auf lange Sicht, auch veränderten Situationen angepasst werden.

All dies gilt auch für die Ausbildung von Routinen, die, wenn sie als repetitives Verhalten bezeichnet werden, scheinbar weniger zu einem handelnden Wesen als zu einem funktionierenden Automaten passen. Dagegen steht, dass Routinen »konstitutiv [...] für die kontinuierliche Reproduktion der Persönlichkeitsstruktur der Akteure in ihrem Alltagshandeln« (Giddens 1995: 112) sind, mit denen sie »ein Gefühl des Vertrauens und der Seinsgewissheit aufrechterhalten« (ebd.: 37). Anders gesagt: Bewährte Routinen schaffen für das Individuum die Sicherheit, die es benötigt, um zu handeln. Dies wird nicht zu letzt am Handeln in außeralltäglichen, lebensbedrohlichen Situationen deutlich. Das Engagement von Soldaten in lebensgefährliche Situationen, ihr Handeln im Gefecht, hängt entscheidend von den Handlungsmustern ab, die sie im Zuge ihrer Ausbildung erlernt haben und die sie auf das Kampfgeschehen vorbereiten sollen.

Kreativität ist hier nicht auf herausragende künstlerische, schöpferische Tätigkeiten begrenzt, sondern schließt auch alltägliche Handlungen ein, mit denen ein Individuum auf die jeweils gegebene Situation reagiert und

sie versucht zu beeinflussen, zu verändern. Dies zeigt auch ein Blick auf die drei Wege zur Kreativität, die Popitz unterscheidet, und auf denen die spezifische potentiell produktive Vorstellungsleistung, kurz Phantasie, Neues befördern kann: 1. erkundende Phantasie, worunter suchende, probierende und fragende Bewegungen zu fassen sind, die im Entdecken und Erfinden gipfeln, 2. gestaltende Phantasie, worunter objektbildende, darstellende Handlungen gefasst werden, in deren Verlauf Artefakte technisch und künstlerisch hergestellt, geformt werden und 3. die sinnstiftende Phantasie, in der deutend, begründend, rechtfertigend nach neuem Sinn gesucht wird (Popitz 2000: 3f., 93f.). Soldaten sind zwar kaum mit der Herstellung von Artefakten befasst und ihre Kreativität geht deshalb, zumindest soweit ihre Handlungen als Soldaten betrachtet werden, kaum diesen Weg. Die beiden anderen Dimensionen der Kreativität sind aber für ihr Handeln sehr wohl bedeutsam. Welche große Bedeutung beispielsweise der erkundenden Phantasie gerade im Kriegsgeschehen zukommt, wird deutlich, wenn man sich vor Augen hält, dass der Krieg »das Gebiet des Zufalls« ist (Clausewitz 1832: 234), wodurch der »Handelnde im Kriege die Dinge unaufhörlich anders findet, als er sie erwartet hatte, und es kann nicht fehlen, dass dies auf seine Vorstellungen Einfluss habe.« (Ebd.) Bei Clausewitz wird das Schlachtfeld als Kontingenzzraum beschrieben, der für den Handelnden keine Gewissheiten bietet. Alle Entwürfe, Planungen, der Krieg auf dem Papier unterschieden sich vom »wirklichen Krieg« (ebd.: 262) durch die Friktionen, zu denen er auch die Individuen zählt, die Teil der Militärorganisation sind. »Die militärische Maschine, die Armee und alles, was dazu gehört, ist im Grunde sehr einfach und scheint deswegen leicht zu handhaben. Aber man bedenke, dass kein Teil davon aus einem Stücke ist, das alles aus Individuen zusammengesetzt ist, deren jedes seine eigene Friktion nach allen Seiten hin behält.« (Ebd.) Selbst der »unbedeutendste« Soldat sei im Stande, einen »Aufenthalt oder sonst eine Unregelmäßigkeit zu bewirken. Die Gefahren, welche der Krieg mit sich bringt, die körperlichen Anstrengungen, die er fordert, steigern das Übel so sehr, dass sie als die beträchtlichsten Ursachen« (ebd.) von Friktionen anzusehen sei. Allerdings ist es grundsätzlich möglich, dass die soldatischen Subjekte nicht nur störend auf die Kriegsplanungen der Befehlshaber einwirken und den Kampfverlauf für eine Kriegspartei nur ungünstig im Sinne von hemmend und behindert beeinflussen.²⁶ Prinzipiell ist auch der umgekehrte Fall möglich, dass heißt sie können durch ihr Erkunden und durch ihre Eigeninitiative den Verlauf eines Gefechts zugunsten der »eigenen« Kriegspartei aktiv beeinflussen. Und in diesem Sinne ist ein einzelner Soldat selbst dann als ein Subjekt zu erachten, wenn er befehlskonform handelt. Inwieweit freilich Kreativität von den Soldaten gegenüber den erteilten Befehlen

26 An dieser Stelle sei darauf hingewiesen, dass der Handelnde bei Clausewitz ein Kommandeur ist, der eigenmächtigen Handlungen seiner Untergebenen skeptisch gegenübersteht.

akzeptiert bzw. sogar von ihnen verlangt wird, hängt entscheidend von ihrer Position innerhalb der Befehlshierarchie, ihrer Aufgabenstellung und dem jeweiligen Einsatzkonzept ab, konkreter, wie das individuelle Destruktionspotential in den Gesamtverband eingebunden ist. Bezogen auf die historischen Konstellationen wird sich zeigen, dass die Einsatzkonzepte sehr unterschiedlich auf die Kreativität der Soldaten zurückgreifen, in höchst unterschiedlicher Weise den Individuen zugestehen, selbstständig zu handeln. Das jeweils gültige Einsatzkonzept entscheidet auch, welche Gestaltungsmöglichkeiten den einzelnen Soldaten mit einer bestimmten Position innerhalb der Befehlshierarchie zugesprochen werden. Bei aller historischen Varianz lässt sich bislang eine allgemein gültige Faustregel formulieren: Von rangniedrigen Soldaten werden am ehesten kreative Leistungen akzeptiert und auch als solche anerkannt, die auf von den Befehlsgebenden nicht vorhergesehene Situationen reagieren. Sie werden im Hinblick auf ihren kompensatorischen Effekt geschätzt. Mit steigender Position in der militärischen Hierarchie werden dagegen auch zunehmend strukturierende Leistungen nicht nur akzeptiert, sondern sogar gefordert.²⁷

Das Handeln von Soldaten im Krieg als kreativ zu bezeichnen, mag befremden, steht doch am Ende einer Handlungskette kein Kunstwerk und zielt es auch kaum auf einen im emphatischen Sinne als *creatio* zu bezeichnenden Zweck, sondern auf sein Gegenteil: *destructio*. Doch mit Joas gilt es festzuhalten: »Kreativität als solche ist in dieser Perspektive nicht per se etwas Gutes [oder Schlechtes]«, und ob »eine bestimmte kreative Handlung gut oder schlecht ist, kann nur in einem Diskurs gerechtfertigt werden« (Joas 1996: 288f.). Kreativität kann Zerstörung und Leid hervorbringen. Gesteigerte Destruktivität kann das Ergebnis kreativen Handelns sein.

Bezogen auf die Herstellung von Artefakten ist dies vielleicht besonders leicht nachzuvollziehen: Nicht nur im Niederschreiben eines Gedichts materialisiert sich Kreativität, sondern auch im Bau neuer Waffensysteme. Angesichts der Zahl der Wissenschaftler, die sich mit der Entwicklung neuer Waffen beschäftigen, kann man auch davon sprechen, dass in erheblichem Ausmaß menschliche Kreativität ausschließlich destruktiv gebunden ist.

27 Diese Unterscheidung bezieht sich auf die industriesoziologischen Kategorien kompensatorische und strukturierende Subjektivität (siehe Kleemann, u.a. 2002: 84f.). Zu beachten ist, dass es aber auch kreative Leistungen rangniedriger Soldaten gibt, die sehr wohl für ihr Handeln, wie auf das Geschehen einen strukturierenden Effekt haben, aber deshalb weitgehend unbeachtet bleiben, weil sie als alltägliche Selbstverständlichkeiten menschlichen Handelns gelten. Für den Geltungsbereich der Faustregel ist obendrein zu beachten, dass die Network Centric Warfare zumindest konzeptionell mit ihr bricht (siehe dazu 8.2.3.).